H. III. 57

Ph.
c
707

Geist
des
Herrn von Leibnitz.

oder
auserlesene Gedanken
über die
Religion, Moral, Sprachen
und
Geschichte
aus allen seinen Werken zusammengetragen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Wittenberg und Zerbst
bey Samuel Gottfried Zimmermann. 1775.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Vor einigen Jahren kam eine Sammlung der Werke des Herrn von Leibnitz in sechs starken Quartbänden zum Vorschein. Wir sind weit davon entfernt, dieß Unternehmen zu tadeln, sondern erkennen die vielen Untersuchungen, Mühe, und Sorgfalt des Verfassers mit Dank. Es ist aber doch wegen der Beschaffenheit der Werke des Herrn von Leibnitz selbst und wegen der Genauigkeit des Herausgebers, der nichts, was von diesem grossen Manne herrührte, zurücklassen wollte, unvermeidlich gewesen, daß die Sammlung im Ganzen genommen zu ungestaltet werden mußte, und daß man sich fast bey keinem Theile lange aufhalten kann.

Es ist bekannt, daß der Herr von Leibnitz, seine Theodicee und seine neue Versuche

über den menschlichen Verstand ausgenommen, nur sehr kurze Abhandlungen herausgegeben hat, die er nach einer langen Zwischenzeit verfertigte, welche dem Zusammenhange nach nicht aufeinander folgen, und in welchen es daher nicht an Wiederholungen fehlen kann. Diese Mängel sind in den letzten Bänden dieser Sammlung, welche die Briefe enthalten, noch viel merklicher. Man findet darinn die ungleichsten Materien oft bey einander; noch öfter läßt sich der Verfasser in Kleinigkeiten ein, die nichts unterhaltendes an sich haben, und die sich wenigstens nur auf die deutsche Litteratur beziehen. Man darf sich darüber nicht wundern, weil die meisten dieser Briefe von dem Verfasser nicht zum Druck bestimmt waren. Der Herausgeber hat alle diese Schwürigkeiten und besonders den **Mangel der Ordnung** sehr wohl eingesehen. „Der lebhafte „und durchschauende Geist des Herrn von Leibnitz, sagt er *), erlaubte ihm nicht eine Materie lange und bis an das Ende zu verfolgen: „er verfiel fast ieden Augenblick in Ausschweifungen, die von seinem ersten Gegenstande „ganz verschieden waren. Wenn wir daher „alle Materien genau hätten ordnen wollen; „so hätten wir den Verfasser zerstücken, und „dem Leser nichts als hie und da zerstreuete „Fragmente vorlegen müssen, die nicht den Ti-

„tel

*) *Tom. VI. Part. 2. p. 4, Monitum lectori.*

„tel **Werke**, sonder nur **Gedanken** oder **Ge-**
„**nie des Herrn von Leibnitz**, verdient hätten.„
Der Mangel der Ordnung war also ein von
der Natur dieses Unternehmens unzertrenn-
licher Fehler. Der Herausgeber hat ihn,
so viel möglich, durch ein sehr vollständiges
Register ersetzt, das in Ansehung der Genauig-
keit ein Meisterstück ist.

Bey diesen Bemerkungen, die noch weit-
läuftiger hätten seyn können, ist unsre Absicht
wiederum nicht, eine den Gelehrten überaus
schätzbare Sammlung zu verschreien, und den
Dank zu vermindern, den man dem berühm-
ten Herausgeber schuldig ist. Wir haben
diese Bemerkungen hier nur angeführt, weil sie
uns auf den Gedanken gebracht haben, diesen
Auszug zu veranstalten, den wir itzt dem Pu-
blikum mittheilen, und weil sie ihn zum Theil
rechtfertigen. Wie vielen ist die Anschaffung
iener vollständigen Sammlung wegen des ho-
hen Preises unmöglich, und wie viel sind nicht
unter denen, welche diesen Schatz besitzen, die
weder Zeit noch Geduld haben, sie ganz durch-
zulesen, und denen viel eben so merkwürdige
als nützliche Gedanken nie in die Augen fal-
len werden?

Ich weiß, was die Gelehrten von der
Menge Bücher denken, womit das Publikum
überschwemmet wird, und die unter dem Titel:
Gedanken, Geist, Genie u. s. w. herauskom-

men; ich verwerfe mit ihnen den grössesten Theil davon, und gebe zu, daß die Litteratur dabey verliert. Wenn diese Auszugsmacher sich z. B. über solche Schriftsteller hermachten, die veraltet sind, und die Absicht hätten, eine gewisse Anzahl sinnreicher Gedanken zu retten, die mit ihren Urhebern könnten vergessen werden; — so würde ihre Beschäftigung sehr zu loben seyn. Aber was geschieht? Man nimmt einen Schriftsteller vor, der seinen Ruhm nicht überlebt hat, man zerlegt ihn, man sucht die Gedanken aus, die man für die sinnreichsten und merkwürdigsten hält, man setzt sie dem Publikum ohne Zweck und Ordnung vor!

Allein 1) verlieren diese Gedanken, die vom ganzen Gemählde, wo sie ihren eignen Platz einnahmen, abgerissen sind, nothwendig das Verdienst des Contrasts und der Nüancen, weil man nur das Hervorstehende des Ausdrucks und des Colorits beyzubehalten sucht. 2) Geben sie einen sehr unvollkommnen Abriß von dem Geiste des Schriftstellers, der vorzüglich in dem Plane und dem Ganzen glänzt. 3) Sind sie fast immer aus solchen Schriftstellern gezogen, die überall unterhaltend sind, allgemein gelesen werden, oder es wenigstens verdienen, und in Ansehung welcher man nicht Ursache hat Mühe zu sparen, oder mit der Zeit des Lesers zu geizen.

Alle diese Bemerkungen sind richtig, und müssen dergleichen Arbeiten verächtlich machen. Aber auf diese sind sie nicht anzuwenden. Die Sammlung, aus der ich geschöpft habe, ist und wird nie in iedermanns Hände kommen. Sie ist auch nicht veranstaltet, um in ihrem ganzen Umfange gelesen zu werden. Die Beschaffenheit der Schriften, woraus sie besteht, ihre Verschiedenheit, die Sprache, in der die meisten abgefaßt sind, ihr hoher Preis erlauben es nicht. Ich habe nicht von einem organischen Körper hier und da einige Theilchen abgelöset, die ich nun von einander getrennt darstelle. Ich vereinige vielmehr solche Theile, die von Anfange an von einander abgesondert waren; ich sammle zerstreute Glieder zusammen, und bilde daraus eine Art von Körper: denn ich darf es nicht länger aufschieben, dem Leser den Zweck bekannt zu machen, den ich mir hauptsächlich bey meiner Arbeit vorgesetzt habe, ich will nemlich das Lehrreichste und Merkwürdigste vereinbaren, was der Herr von Leibnitz über die Religion und Gegenstände, die mit derselben in Verbindung stehen, gesagt hat. Es hat mir geschienen, daß die Religion einigen Vortheil dadurch erhalten würde, und daß Leibnitzens Name eine grosse Anzahl ihrer Feinde betrügen würde.

Es treiben würklich einige die Schwärmerey so weit, daß sie behaupten, der Unglaube

sey nothwendig das Loos eines denkenden Kopfes. Sie begnügen sich damit, alle Streiche, die man ihnen beybringt, durch den Namen und durch die Autorität der Philosophen abzuwenden. Es ist gut, daß man ihnen diese schwache Schutzwehr aus den Händen windet, und zeigt, die christliche Religion, welche alle Sekten der alten Philosophen aufgehoben hat, sey — ob sie gleich von dem Beyfall der Neuern ganz unabhängig ist, wenn man etwa ihre Sache untersuchen und sie nach ihrer Autorität entscheiden wollte — dennoch ihres Sieges gewis.

Die drey Männer, welche in dem Reiche der höhern Wissenschaften das Regiment führen, und denen man alle neuere Philosophen nachsetzen muß, sind ohne Zweifel **Cartesius**, **Neuton** und **Leibnitz**. Man könnte ohne Unwissenheit den Glauben des **Cartesius** nicht einmal verdächtig machen. **Neuton**, der über die heil. Schrift commentirt hat, war so von der Religion durchdrungen, so für sie eingenommen *), daß er sie so gar in der Optik nicht vergißt und ihren Werth zu schätzen weiß, wo ihn sicher kein Eigennutz oder Wohlstand

*) Er war nicht der natürlichen Religion zugethan. Er war von der Offenbarung überzeugt, und unter den verschiedenen Büchern, die er allezeit um sich hatee, laß er die Bibel am fleissigsten. S. **Fontenellens Lobschrift** auf **Neuton**.

stand verband, seine Gesinnungen zu verstellen. Man wird aus den vielen Zügen, die ich hier vereinigt habe, urtheilen können, was man von dem Christenthume des Herrn von Leibnitz denken müsse.

Ein berühmter Schriftsteller nimmt einen starken Vermuthungsgrund zum Vortheil der Lehrsätze des Christenthums daher, weil sie **Cartesius** bewiesen, und **Neuton** geglaubt hat. Die Grösse dieser Vermuthung muß merklich durch den Zusatz der ganzen Autorität des Leibnitz vermehrt werden, da diese Autorität Neutons und Cartesius seiner völlig gleich ist. Vielleicht ist sein Beyfall hier von einem noch grössern Gewichte, als der dieser beyden grossen Philosophen, weil er, ausser daß sein Genie eben so durchdringend, eben so kühn war, und sich eben so über Vorurtheile wegsetzte, als das ihrige, die Lehrsätze der christlichen Religion sorgfältiger studiert, und die Denkmaale, worauf sie sich gründet, untersucht hatte, als sie.

Dieser grosse Mann hat zu einer Zeit, wo die Irreligion noch nicht öffentlich hervortrat, und nur eine kleine Anzahl Anhänger zählen konnte, die Revolutionen in den Sitten, und die Religion prophezeihet, von der wir itzt Zeugen sind, und uns zugleich das traurige Gegenmittel entdeckt. „Ich finde, sagt er, „daß solche Meynungen (die nemlich mit

„Epicurs und Spinozas seinen übereinstim-
„men,) nach und nach in den Geist der Men-
„schen von der grossen Welt Eingang finden,
„die andre regieren und von denen die allge-
„meinen Angelegenheiten abhängen; und daß
„sich diese Meynungen in den modischen Bü-
„chern einschleichen, alles zu der allgemeinen
„Veränderung vorbereiten, womit Europa
„bedrohet wird und alles völlig zerstören,
„was noch in der Welt von den edlen Ge-
„sinnungen der alten Griechen und Römer
„übrig ist, welche nemlich die Liebe zum Va-
„terlande und zum allgemeinen Wohl und die
„Sorge für die Nachkommenschaft dem Glücke
„ia selbst dem Leben vorzogen. Diese *pu-
„blicks Spirits*, wie die Engländer dieselben
„nennen, verringern sich ungemein, und sind
„nicht mehr mode. Sie werden völlig ver-
„schwinden, wenn sie nicht mehr durch die gu-
„te Moral und wahre Religion unterstützt
„werden können, welche uns die Vernunft
„selbst lehrt. Die besten von dem entgegen-
„gesetzten Charakter, der allgemein zu werden
„anfängt, haben keinen andern Grundsatz als
„die Ehre. Allein das Kennzeichen eines rech-
„schaffenen Mannes, und eines Mannes von
„Ehre ist bey ihnen allein: keine Niederträch-
„tigkeit zu begehen, nach dem Begrif nemlich,
„den sie davon haben — Man spottet laut
„über die Liebe zum Vaterlande. Man macht
die-

„diejenigen lächerlich, die für das öffentliche „Wohl Sorgfalt bezeigen. Und wenn jemand „mit den besten Absichten von dem Zustande „der künftigen Zeiten spricht; so antwortet „man: Kommt Zeit, kommt Rath. Aber „diese Menschen werden vielleicht selbst die „Uebel erfahren müssen, von denen sie glau„ben, daß sie andern aufbehalten wären. Wenn „man sich noch jetzt von dieser epidemischen „Krankheit des Verstandes heilet, deren böse „Würkungen sichtbar zu werden anfangen, so „wird man diesen Uebeln vielleicht vorbeugen. „Wenn sie aber immer zunimmt; so wird „die Fürsehung die Menschen durch die daher „entstehende Revolution selbst bessern, denn „was sich auch immer zutragen kann, so wird „doch gewiß alles endlich zum Besten des „Ganzen gelenkt werden, wenn dieß gleich „nicht ohne Züchtigung derer, die durch ihre „böse Handlungen selbst zum Guten etwas „beygetragen haben, geschehen darf und kann.„

Wenn das Mittel gegen das Uebel, worüber wir klagen, nach des Herrn von Leibnitz Meynung in der Grösse des Uebels selbst besteht, so können wir uns trösten. Es ist seinem Ende nahe, denn es scheinet den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Viele Schriftsteller unterstehen sich, das Christenthum öffentlich zu bestreiten und bestreiten es ungestraft.

ſtraft *). Ihr vornehmſtes Beſtreben gehet dahin, die Schwürigkeiten, die ſich dagegen machen laſſen, eben ſowohl als viele andere ſtrenge bewieſene Wahrheiten in ihr ganzes Licht zu ſetzen und vor aller Augen hinzuſtellen. Dieß befremdet uns nicht. Denn wie viel vermag nicht über eitle Herzen die Begierde, ſich unter der Menge auszuzeichnen und eine höhere Stufe des Ruhms zu erſteigen? Aber nichts iſt uns weniger begreiflich als der Haß und das blinde Vorurtheil, welche einige unter ihnen wider die Religion ihrer Väter erbittern — wider die Religion, in der ſie ſelbſt erzogen ſind, und zu der ſie ſich

*) Man kann nicht läugnen, daß die Grundſätze des Chriſtenthums heut zu Tage in ſehr vielen Schriften auf eine unanſtändige Art angegriffen werden. Die Art und Weiſe, wie dieß gewöhnlich geſchiehet, iſt zwar ſehr geſchickt, diejenigen, welche dieſe Angriffe in Bewegung ſetzen könnten, im Glauben zu befeſtigen. Allein der Wunſch, ſeine Leidenſchaften nicht mehr im Zaum halten zu dürfen, die Eitelkeit, nicht wie der Pöbel zu denken, haben mehr zum Unglauben verleitet als die Täuſchung der Trugſchlüſſe, wenn man anders den groſſen Haufen Ruchloſer ungläubig nennen darf, die es nur zu ſeyn ſcheinen wollen und die, nach des Montagne Ausdruck, ſich bemühen böſer zu ſeyn, als ſie ſeyn können. *Melanges de Litterature, de l' abus de la critique en Matiére de la Religion, art. 2.*

sich in den ersten Jahren ihres Lebens mit aller Aufrichtigkeit bekannt haben. Ihre Gegner und Verfolger finden an ihnen eifrige Vertheidiger.

Das Heydenthum und der Mahomedismus werden fast der Gegenstand ihrer Verehrung, weil sie derselben entgegen stehen, und bey dem Vorsatz, sie weniger liebenswürdig und weniger wahrscheinlich zu machen, bemühen sie sich, diese beyde falsche Religionen von allem zu läutern, was noch verächtlich und verhaßt an ihnen ist. Kurz, das ungesittete Wesen, der Mangel der Treue, die Leidenschaft, die in ihren Schriften herrschen, machen, daß die Heiden, welche das Christenthum angegriffen haben, z.B. Celsus und Porphyrius, weit hinter ihnen zurückbleiben. Eine Schaar junger Leute ohne Wissenschaften, Kenntnisse und Erfahrung lesen sie mit Begierde und glauben ihnen auf ihr Wort. Ein schon angeführter Schriftsteller hat die sehr gute Bemerkung gemacht *): **daß der Unglaube für die meisten Lasterhaften ein Glaubensartikel sey.** Wornach streben sie? ohne Zweifel wollen sie ihren Leidenschaften den Zügel entreissen, der ihnen empfindlich ist. Aber haben sie wohl bedacht, daß ihre angesehenste Lehrer, wenn sie das Christenthum abschwören, sich für Anhänger der natürlichen Religion er-

*) *De l'abus de la Critique* §. 25.

erklären, und daß diese eben so unbequem und lästig für die Leidenschaft ist als ienes? Sie lehret eben so wohl als ienes einen Gott, der in dem zukünftigen Leben ein Vergelter der Tugend, und Rächer des Lasters sey; Sie verdammet eben so wohl als ienes den Ehrgeiz, die Rache, den Müssiggang, den Ehebruch und alle die Handlungen, von welchen sie wünschten, daß sie unschuldig seyn und ungestraft bleiben mögten.

Es ist also für dieienigen, welche vor der christlichen Moral fliehen, würklich kein Zufluchtsort vorhanden als der Materialismus und Atheismus. Und hier sogar wollte sie der grössefte Atheist dieses Jahrhunderts, der Verfasser des *Systeme de la Nature*, beunruhigen. Er benimmt ihnen den verdrüßlichen Gedanken eines zürnenden Gottes und behauptet doch, sie immer in den Schranken der Tugend zu erhalten und stellet ihnen doch die strengsten Pflichten als verbindlich vor. Ihr Abfall vom Christenthume verschaft ihnen also weder die Ruhe, noch die Freyheit, noch die Sicherheit, die sie wünschen, und sie können ihren Leidenschaften keinen freien Lauf lassen, ohne den Grundsätzen der Lehren, die sie am meisten verehren, ungetreu zu werden.

Ich verschweige nicht, daß der Herr von Leibnitz in dem Verdacht stehet, als ob er blos ein strenger Anhänger der natürlichen Religion

gion gewesen sey. Ohne Zweifel wäre ich berechtigt genug, eine Beschuldigung dieser Art zu übergehen. Sie ist durch die vielen sich auf das Christenthum beziehende Gedanken hinlänglich gerichtet, die ich in diesem Werke zusammen getragen habe. Es sind Gedanken, die alle das Gepräge der innersten Ueberzeugung haben, und die der Herr von Leibnitz in iedem Lebensalter geäussert hat.

Doch will ich alles, auch die kleinsten Wolken zerstreuen, die sich über sein Christenthum gezogen haben. Zuerst untersuche ich, aus welcher Quelle sie entsprungen sind. Die Theodicee des Herrn von Leibnitz, sein vornehmstes Werk, ist, sagt man, von seiner Seite nur ein Spiel des Witzes und er hat dieß selbst zugegeben. Aber erstlich beziehen sich dieses vermeinte Spiel des Witzes und dieß Geständniß nur auf das System, das er in der Theodicee aufgeführt hat, um die Güte Gottes mit der Zulassung des Bösen zu vereinigen. Ein System das Leibnitz mit vielen sehr christlichen Schriftstellern als unzureichend hätte ansehen können, ohne daß man daraus den geringsten Verdacht wider sein Christenthum hätte schöpfen können. Zweytens konnte man nicht glauben, daß Leibnitz in seiner Theodicee ernstlich geredet habe, ohne die Regeln der Kritik und der Billigkeit offenbar zu beleidigen.

Der

Der erste Grund dieß zu glauben würde das Geständniß seyn, das er gethan haben soll. Wir wollen es also untersuchen. Der Herr von Leibnitz schrieb an den Herrn Pfaf, und fragte ihn über seine Meynung über die Theodicee und über die Art, wie er den Bayle widerlegt hatte. Pfaf antwortete ihm, wie er versichert, „es schiene ihm, als ob er dieß „System der Philosophie sich zu vergnügen „ausgedacht habe, und so, wie Clericus den „Bayle hätte widerlegen wollen, und dabey „das Ansehen eines Originisten angenommen; „so hätte Leibnitz diese neue Art zu philoso„phiren gewählet, die denienigen Staub in „die Augen werfe, welche nichts ergründen „können, die aber demohngeachtet um so viel „sinnreicher ist, da, wenn man sie recht ver„steht, man einsehen wird, daß sie sowohl die „grobe Meynung des Herrn Bayle unter dem „Scheine einer Widerlegung auf eine feine „Art bestätige, ohne daß man anfänglich das „Geheimniß entdecken kann, als auch, daß „sie dazu diene, die verschiedenen Systeme der „Religionen und der entgegengesetzten Mey„nungen zu beschönigen.„

Was glauben sie, sagt Pfaf, was ich für eine Antwort von dem Herrn von Leibnitz bekommen habe, dessen Unwillen ich befürchtete, weil ich mit so vieler Freymüthigkeit mit ihm geredet hatte? Hier sind die eignen Worte,

deren er sich in einem zu Hanover am 11. May 1716. geschriebenen Briefe bediente: „Was Sie mir von meiner Theodicee schrei„ben, ist ganz richtig. Sie haben es getrof„fen, und ich habe mich gewundert, daß bis itzt „noch Niemand darauf gefallen ist, daß ich „mich habe lustig machen wollen. Die Philo„sophen sind gewiß nicht immer verbunden „ernsthaft zu reden. Wenn sie, wie Sie sehr „wohl anmerken, Hypothesen erfinden, so stel„len sie Beweise von der Stärke ihres Gei„stes auf. Sie Theologen handeln als Theo„logen, wenn Sie die Irrthümer Ihrer Ge„gner widerlegen.

Merket aber der Leser nicht, daß Leibnitz mit dem deutschen Doktor hat scherzen wollen und daß seine Antwort ironisch ist? **Verdiente wohl,** sagt Herr Dütens, **ein so sonderbarer und so ungereimter,** kurz so **unverschämter Brief eine ernsthafte Antwort?** Hat man wohl Ursache nach diesem Fragmente, dessen Aechtheit wir nicht untersuchen wollen, zu behaupten, daß Leibnitz insgeheim über ein System gespottet habe, das er so standhaft, so eifrig und mit so vielen Kosten aufgeführet hat, und das an sich selbst eben so annehmungswürdig ist, als irgend ein anderer Theil seiner Philosophie? Lassen die natürliche Billigkeit, die bekannte Aufrichtigkeit des Herrn von Leibnitz wohl glauben, daß

er die Prinzessin von Frankreich, den Prinz Eugen und seine noch erhabenere Korrespondenten habe hintergehen wollen? Man siehet aus allen seinen Briefen, daß er auf dieß Werk am meisten hielt. Er wiederholte seine Unterredungen darüber mit seinen Freunden oft. Er suchte sich auf allen Seiten Gegner, die ihm Gelegenheit gaben, es zu bestätigen und zu verschönern. In den letzten Monaten seines Lebens ersuchte er noch den Herrn Johann Bernoulli, seinen Freund und seinen so wie Neutons Nacheiferer, ihm seine Meynung davon zu schreiben, und dieser antwortete ihm am 11ten November 1716. zwey oder drey Tage vor seinem Tode: „Ich habe noch nicht Zeit gehabt, Ihre ganze „Theodicee, die in der That ein sehr schönes „Werk ist, mit Aufmerksamkeit zu lesen. „Ich habe aber Ihre Abhandlung von der „Uebereinstimmung des Glaubens mit der „Vernunft mit grossem Vergnügen gelesen. „Ich finde sie sehr gründlich geschrieben und „in den meisten Punkten, ich weiß nicht einmal ob es nicht in allen ist, gefällt sie mir ungemein„ *).

Der andere Grund der Anklage, die ich widerlege, ist die Idee, die man in Deutschland von dem Herrn von Leibnitz gehabt haben soll. **Leibnitz glaubt nichts**, ist zum Sprichwort

*) *Commercii epistolici, tom. 2. epist. ult.*

wort geworden. Allein erstlich ist dieß vermeinte Sprichwort nur von den Streitigkeiten zu verstehen, welche die Lutheraner und Katholiken trennen. Leibnitz hatte sich der römischen Kirche genähert. Er schien seinen Meynungen nach mehr dieser als der lutherischen zugethan zu seyn. Man hatte sich daher viel Hofnung zur Veränderung seiner Religion gemacht. Aber sie wurde doch nicht erfüllt. Er bezeigte eben so viel Misfallen an den Lutheranern als Katholiken. Und dieß gab hernach Anlaß zu dem genannten Wortspiel.

Man führt ferner an, daß er den öffentlichen Gottesdienst seiner Kirche selten besuchte, und daß ihm seine Geistlichen oft deswegen öffentliche und vergebliche Vorwürfe gemacht hätten. Ich habe aber schon angemerkt: daß Leibnitz, den ich für einen sehr aufrichtigen Christen halte, ein schlechter Lutheraner war. Man würde sonst der täglichen Erfahrung widersprechen und den Geist des Menschen nicht kennen, wenn man behaupten wollte, es könnte Niemand von seiner Religion überzeugt seyn, der die äussere Uebung derselben nicht triebe. Der Mensch ist einmal so geartet, daß der Widerspruch, der sich häufig zwischen seinem Verhalten und seinen Grundsätzen zeigt, gar nicht beweiset, er sey von seinen Grundsätzen nicht überzeugt. Das vi-

deo meliora proboque etc. kann in dem Munde der Philosophen sehr richtig seyn. Sie sind eben so beschaffen als der Kanzler Baco, der, nachdem er die Grösse, die Würde, die Unabhängigkeit eines Gelehrten fürtreflich geschildert hatte, die Erklärung von sich giebt, „er schmeichle sich nicht, daß er in „seinen Reden und Verhalten nie dagegen verstossen und nicht zuweilen dem Hahn in der „Fabel, der ein Gerstenkorn einem prächtigen „Diamant vorzog, oder dem Könige ähnlich „seyn würde, der zum Schiedsrichter zwischen „dem Vater der Musen, Apollo, und einem „Schäfer gewählt wurde und dem Reichthum „den Vorzug zuerkannte„ *).

Ich breche ab **), und erkläre aufrichtig, daß ich alle Werke des Herrn von Leibnitz

*) *Lib. I. Augment. Scient.* gegen das Ende.

**) Mit viel Wissenschaft verbindet man nicht immer viel Religion. Das Studiren nährt den Geist, und der Glaube verschwindet. Dieß, wenden einige verdienstvolle Männer vor, ist Leibnitzen begegnet. Seine eigne Geistlichen klagten ihn deswegen an, und es ist selbst zum Sprichwort geworden. Indessen erlaube man mir zu sagen, daß man nicht zurückhaltend genug in den so oft falschen Urtheilen seyn kann, die man in diesem Punkte über Menschen in Rücksicht auf ihr Vaterland fällt; und das Klügste ist sicher, aus der Quelle zu schöpfen. Man glaube nicht, daß man in einer von seinen

nitz gelesen habe, besonders die vielen Briefe, von denen er nicht vorher sahe, daß sie ge-

** 3 druckt

nen Schriften Züge wider die Religion antreffe. Die Abhandlung, die er im Jahre 1714. zu Wien an den Prinz Eugen unter dem Titel schrieb: *Principes de la Nature et de la Grace fondés en raison*, enthält Sätze, die auf die Bestätigung der Religion überhaupt abzielen; und wenn er gleich darinn nicht von der Offenbarung redet, weil es auf ein blos metaphysisch Lehrgebäude ankam, so bemerkt man darinn doch Winke, die natürlich zur geoffenbarten Religion führen. Ueberdem weiß man, daß er ehedem den Lehrsatz von der Dreyeinheit wider den berühmten Wissowatius als Christ und sogar als ein Orthodoxe vertheidigt hatte. Es ist auch ganz gewiß, daß er sich beständig äuserlich zur lutherischen Kirche hielt. Er wohnte zwar den öffentlichen Versammlungen der Christen selten bey. Allein ist denn die äussere Form das wesentliche der Religion? Wie viele Müssiggänger giebt es nicht unter beyden Geschlechtern, die einen bestimmten Zeitvertreib daraus machen, in die Kirche zu gehen, und die ohne dieß Hülfsmittel wegen ihrer Gestalt sehr in Verlegenheit seyn und in tödtlichen Ueberdruß versinken würden? Wie viele andere werden nicht durch Eitelkeit, falsche Andacht und schändliche Leidenschaften dahin gezogen? Die grosse Genauigkeit in Besuchung der Kirche ist also nicht mehr ein Beweis von der Religion als eine seltenere Gegenwart in derselben ein Beweis von Irreligion seyn würde. Kurz, Leibnitz wurde nur getadelt, weil er eine äussere Pflicht und cerimonialische Gebräuche vernachläßigt hatte. Das

druckt werden würden, und die es auch oft nicht verdienen. Ob er gleich nicht selten von der Religion darinn redet, so habe ich doch nicht ein einziges Wort bemerkt, das nur den geringsten Verdacht wider das Christenthum dieses grossen Mannes erregen könnte. Er spricht hingegen von der Religion nie ohne Rührung und von unserm Erlöser immer sehr ehrfurchtsvoll. Ich

Das allgemeine Gerücht, das wider ihn ist, kann nie zu einem Beweise dienen. Er war in Ansehung der drey in Deutschland herrschenden Religionen fast gleichgültig und schätzte viele Jesuiten und ihre gelehrte Gesellschaft überhaupt ungemein. Daher schmeichelten sich einige Katholiken mit der Hofnung, ihn zu gewinnen, besonders da er zum Hofrath ernannt wurde und nach Wien kam. Da sie ihn aber nach Hanover zurückgehen sahen, gaben sie diese Hofnung auf, und man machte damahls das deutsche Wortspiel auf ihn: Leibnitz glaubt nitz, oder nichts. Man spielte auf die Endigung seines Namens an. Ein Scherz, der unvermerkt zum Sprichwort geworden ist. Dazu setze man nun noch den Gedanken des Herrn Pfaf, dem Clericus beistimmte, daß die Theodicee nichts anders, als ein Spiel des Witzes zu seyn schiene; so wird man die Quellen zum Theil sehen, woraus man die Idee geschöpft hat, daß ihr Verfasser blos ein strenger Beobachter der natürlichen Religion wäre. Es bleibt immer eine ausgemachte Wahrheit, daß man zu allen Zeiten und in jedem Lande die Religion nach der Anzahl geschickter Männer und nach so schwachen Gründen beurtheilt hat. *Vie de Leibniz par le Chevalier de Jaucourt. pag.* 265.

Ich kann das Zeugniß völlig bestätigen, das der gelehrte und verehrungswürdige **Bonnet** ihm in diesem Punkte geben zu müssen geglaubt hat; und ich lasse dieselbe Bitte mit ihm an unsere starke Geister ergehen. „Ich „mache mir, sagt er, eine Pflicht daraus, zu „bemerken, — und diese Pflicht ist meinem „Herzen angenehm — daß die eben so un„verstellte als vernünftige Frömmigkeit un„sers Verfassers (Leibnitzens) keine Gele„genheit vorbeygehen ließ, den grössesten **Phi„losophen** auf die Hochachtungsvolleste und „einem vernünftigen Geschöpf anständige Art „zu verehren. Er führte mit Vergnügen auch „die unerheblichsten Worte dieses **göttlichen „Lehrers** an, und entdeckte darinn immer ei„nen geheimen Sinn, der um so viel schöner „war, ie philosophischer er war — — Der„ienige, der in dem Evangelio gern eine so er„habene Philosophie entdeckte, war eine leben„dige **Encyclopedie** und eines der tiefdenken„sten Genies, das ie auf Erden gelebt hat. „Ich bitte alle, die weder die Einsichten noch „das Genie dieses grossen Mannes haben, „und die nicht in dem Grade wie er die Kunst „verstehen, philosophisch zu zweifeln — sich „selbst zu fragen, ob es ihnen nach dieser Be„trachtung wohl anstehe, wenn sie sich auf eine „gezwungene Art bemühen, das Evangelium „zu verachten, und wenn sie diese Verachtung

 auf

„auf das ganze menschliche Geschlecht fortzu„pflanzen suchen „ *).

Wenn man nach allen diesen vorangeschickten Beobachtungen noch zweifeln darf, daß Leibnitz ein aufrichtiger Christ gewesen sey, so kann man die wahren Gesinnungen eines Mannes nicht mehr sicher bestimmen; und man wird zweifeln können, ob alle Vertheidiger der christlichen Religion nicht selbst Ungläubige gewesen sind. Es ist wahr, seitdem man so weit gegangen ist, daß man die Religion eines Bossuet und Fenelon hat verdächtig finden wollen, so darf man in diesem Stücke alles erwarten.

Leibnitzens vornehmstes Werk ist die Theodicee. Er schätzt die Religion darinn beständig, und er sucht fast nichts weiter als ihre Lehrsätze darinn zu entwickeln und zu vereinigen. Indessen habe ich nur sehr wenig Gedanken herausgezogen und es für hinreichend gehalten, wenn ich nur eine von ihm selbst gemachte Analyse derselben anführte. Das Werk selbst ist, oder sollte doch in aller Hände seyn; denn fast mögte ich es nach Bonnets Beyspiel unter die **Andachtsbücher** rechnen, und es mit ihm das **Handbuch eines christlichen Philosophen** nennen **).

Leib-

*) Palmgenesie. 1. Theil.

**) *Lettre aux Auteurs de la Bibliotheque des ſciences.*

Leibnitz starb als ein äusserer Bekenner der lutherischen Religion. Allein er war nur ein schwacher Anhänger derselben und oft vertheidigte er in vielen Punkten die römische Kirche gegen die Protestanten. Die Zeugnisse und Geständnisse eines so grossen Philosophen, der in den Grundsätzen und Vorurtheilen der Protestanten erzogen war, sind mir merkwürdig und wichtig vorgekommen. Kurz sie verdienten von einem Katholiken gesammlet zu werden. Ueberhaupt war Leibnitz gegen das Ansehen des Pabstes sehr gut gesinnt. Er war überzeugt, die ganze Kirche müsse, weil sie von göttlicher Einsetzung wäre, nach den göttlichen Rechten ein geistliches Oberhaupt haben, das die Macht habe, sie zu regieren, die aber doch gehörig eingeschränkt wäre *).

*) Im zweyten Theile dieses Werks, Seite 6. setzt Leibnitz hinzu: Es ist wahr, daß Rom, die Hauptstadt der christlichen Welt, aus menschlichen Absichten zum Wohnplatz und Sitz dieser Macht ist erwählet worden. Wenn Leibnitz hat sagen wollen, daß die Nachfolge der römischen Bischöfe auf den Stuhl des heil. Petrus seinen Ursprung darinn habe, daß dieser aus Betrachtung der Würde und Lage der Stadt Rom seinen Sitz hier und an keinem andern Orte aufgeschlagen habe, so hat er nichts anders gesagt, als was viele katholische Gottesgelehrte lehren und was Bellarmin selbst für richtig erkennt: *Quod Episcopus romanus, quia Episcopus romanus est, sit Petri*

Sehr bemerkenswerth ist aber, daß er zugiebt, der Pabst habe einige Gewalt über die weltlichen Fürsten und daß er gewünscht hatte, sie mögte ihm nicht seyn streitig gemacht

Petri successor, ex facto Petri ortum habuit, non ex prima Christi institutione. Nam potuisset Petrus nullam sedem particularem sibi vnquam eligere, sicut fecit primis quinque annis, et tunc moriente Petro, non Episcopus romanus, non antiochenus successisset, sed is quem ecclesia sibi elegisset; potuisset quoque semper manere Antiochiae et tunc Antiochenus sine dubio successisset. Quia vero Romae sedem fixit et tenuit vsque ad mortem, inde factum est, vt romanus Pontifex ei succedat. De romano Pontifice lib. 2. cap. 12 Man kann auch die Antwort des Kardinal Perron Seit 210. nachsehen.

Wenn aber Leibnitz durch iene Worte hat zu erkennen geben wollen, daß die Würde des Oberhaupts der Kirche durch göttliche Rechte eingesetzt, nur nach menschlichen Rechten an Rom gebunden sey, und den Bischöfen zugehöre, und folglich blos nach der Bestimmung, welche die Kirche darüber gemacht hätte; so, daß es beständig in der Macht der Kirche stehe, diese Würde andern Bischöfen zu übertragen: Wenn er, sage ich, diese Meynung hat äussern wollen, so irret er, und er hatte sich von dem Vorrechte des heiligen Stuhls keinen rechten und vollständigen Begriff gemacht.

Ich habe diese Bemerkung gemacht, um den Sinn einer kleinen Note mehr zu entwickeln und zu bestimmen, die ich an einem andern Orte zum Text gemacht habe.

macht worden. Diese sonderbare Meynung behauptet er in seinem Traktat *de iure supprematus*, den er im dreissigsten Jahre verfertigte. Und er hat sie bis ans Ende seines Lebens fest behauptet. Man siehet dieß aus der Vorrede seines *Codicis diplomatici* und aus seinen Observationen über das Proiekt des Abbts Saint-Pierre.

Der Geschichtschreiber der Akademie wird Leibnitzens System besser, als ich, aus einander setzen. „Er behauptete, daß alle christ„liche Staaten, wenigstens die des Occidents „nur ein Ganzes ausmachten, dessen geistliches „Oberhaupt der Pabst, und das weltliche der „Kayser sey; daß beyden eine gewisse allgemei„ne Jurisdiktion zukäme, daß der Kaiser ein „gebohrner Feldherr, Vertheidiger und Be„schützer der Kirche sey, besonders gegen die „Ungläubigen und daß er daher den Titel: „geheiligte Maiestät, und das Reich den Ti„tel heiliges Reich führe, und daß, wenn „dieß gleich nicht mit den göttlichen Rechten „übereinstimmte, es doch eine Art von poli„tischem Systeme sey, das durch die Einwil„ligung der Völker entstanden, und daß zu „wünschen wäre, es mögte unerschüttert be„stehen. Hieraus ziehet er sehr vortheilhaf„te Folgen für die freyen deutschen Reichs„fürsten, die von dem Kayser nicht viel mehr

„ab-

„abhängen als selbst die Könige von ihm ab„hängen sollten. Wenigstens beweist er sehr „stark, daß ihre Oberherrschaft durch die Art „von Unterwürfigkeit, in der sie stehen, nicht „vermindert werde; und dieß ist der Zweck „des ganzen Werks. Diese christliche Re„publik, deren Oberhäupter der Kayser und „der Pabst sind, würde nichts auffallendes „an sich haben, wenn sie von einem katholi„schen Deutschen wäre ausgedacht worden. „Aber sie rührte von einem Lutheraner her. „Die Neigung zum System, welche bey ihm „sehr stark war, hatte in Ansehung der Reli„gion über allen Partheygeist die Oberhand „behalten.„ (Lobschrift auf den Herrn von Leibnitz. Seit. 6. 7.)

Ich erwarte nicht, daß man mich beschuldigen werde, als ob ich diesem System einiges Gewicht geben und es in Ansehen bringen wollte, weil ich einige Stellen gesammlet habe, wo es der Verfasser selbst vorträgt und entwickelt. Die Ansprüche des Pabstes und des Kaysers, die Leibnitz zu vertheidigen wagte, sind heut zu Tage ganz ungültig geworden. Man ist so wenig geneigt, sie zu erkennen, daß man sie dem Publikum mit allen ihren Beweisen begleitet sicher vorlegen kann. Leibnitz gründete die zeitliche Jurisdiktion des Pabstes auf die Einwilligung

der

der Völker. Dieß ist der scheinbarste Grund, den man anführen kann. Wer würde aber heut zu Tage behaupten, daß diese Einwilligung würklich sey gegeben worden, oder nur daß sie noch itzt daure.

Um auch den geringsten Verdacht zu entfernen, als ob ich den Meynungen der Italiäner günstig wäre, setze ich hinzu, daß ich den Maximen der französischen Geistlichkeit ganz zugethan bin, die in ihrer Deklaration vom Jahre 1682. aufgezeichnet sind. Ich sehe sie als ein, selbst dem heiligen Stuhle, schätzbares Denkmahl an, dessen Weisheit er gewiß einmahl loben und die Autorität desselben bestätigen wird; weil man die Vorrechte, die im Evangelio keinen Grund haben, darinn verwirft, und zugleich diejenigen festsetzt, die göttlichen Rechts sind und auf welchen die unveränderte Grösse des heiligen Stuhls beruhet. Und wenn die französische Kirche darinn mit einer Hand den Theil des Gebäudes zeigt, den man niederreissen kann, so zeigt sie doch auch mit der andern den, der auf immer geheiligt und unverbrüchlich seyn muß. Vielleicht ist der Zeitpunkt nahe, da man unsere Maximen in den katholischen Staaten Europens annehmen wird. Die Besorgniß — daß, wenn man die Jurisdiktion des Pabstes so schleunig zu weit treibt, man sie

nicht

nicht in die gehörigen Schranken zurückbringen werde, — hat mir Anlaß zu der vorigen Bemerkung gegeben.

Sind gleich die Gedanken über die Religion und Moral der erste Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen, und machen sie den vornehmsten Theil dieser Sammlung aus; so habe ich ihnen doch auch viele andere über die Historie, Kritik, Psychologie u. s. w. beygefügt. Ich habe geglaubt, daß die Leser, die sogar den Namen der Moral und Religion scheuen, vielleicht die ersten zum Besten der andern lesen würden. Diese werden immer mehr dazu dienen, den grossen Umfang der Kenntnisse des Herrn von Leibnitz, die Fürtreflichkeit seines Genies, die Gründlichkeit seines Urtheils, die Grösse seines Charakters, die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen w. s. w. zu zeigen *). Viele öfnen neue und wichtige Aussichten, und wenn sie auch

*) Nichts macht Leibnitzens Charakter mehr Ehre als seine Gedanken über die Medicin, und sein Eifer für ihre Ausbreitung. Wenn er gleich kein Arzt war, so sagte er doch sehr oft, daß die Arzneywissenschaft die erste von allen Wissenschaften wäre, und diejenige, welche die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Regierung am meisten verdiente, weil wir, sagt er, nach Religion und Tugend nichts kostbarers haben, als die Gesundheit.

auch nur die angenommenen Meynungen des Lesers bestätigen, so haben sie doch einen grossen Werth. So viel Zutrauen man auch zu seinen eigenen Einsichten haben mag, so fest man auch immer von seinen Meynungen überzeugt seyn mag, so siehet man doch mit Vergnügen, wenn man mit einem grossen Manne übereinstimmend denkt. Die Gewißheit nimmt zu, der Eigenliebe wird auf eine angenehme Art geschmeichelt; und wenn man seine Gedanken bey andern geltend machen und einschärfen will, so darf man nicht viel Beweise anführen. Kurz, man erwirbt sich ein grosses Zutrauen, und die Menschen sind geneigter nachzugeben, wenn sie sagen hören: **Dieß ist Baco's, dieß ist Leibnitzens Meynung** u. s. w. Denn der von Natur träge Mensch will eine Sache lieber nach Autoritäten als nach Raisonnements entschieden sehen.

Es ist überflüssig, noch anzumerken, daß ich zu dieser Sammlung den mathematischen Theil von Leibnitzens Werken oder seine Metaphysik nicht genutzt habe, — einige psychologische Stücke ausgenommen, die mir die Wißbegierde der meisten Leser zu unterhalten und nicht über ihren Horizont zu seyn schienen. — Die Gründe davon wird man leicht einsehen. Doch habe ich für die Leser, die von Leibnitzens Philosophie einen allgemeinen Begrif zu bekommen wünschen, und sie gleichsam

wie

wie ein Gemählde übersehen mögten, eine sehr interessante Analyse derselben übersetzt, und sie am Ende dieser Sammlung abdrucken lassen. Leibnitz hat sie selbst zu einer Zeit, wo alle Theile seines Systems wohl überdacht werden mußten, und in solchen Umständen gemacht, wo weder in Ansehung der Deutlichkeit noch der Lehrart etwas vernachlässigt werden durfte.

Leibnitz schrieb sehr gut französisch, dieß Zeugniß geben ihm Bayle und Fontenelle, zwey Richter, die man in diesem Punkte nicht verwerfen kann. Der Ritter von Jaucourt, Verfasser seiner Lebensbeschreibung, behauptet so gar, **er verstünde die französische Sprache so vollkommen, und spräche so rein, daß ihm kein Ausländer bekannt wäre, der ihn übertroffen hätte** *). Ich unterschreibe dieß Lob gern, und merke an, daß er dabey besonders auf die Theodicee des Verfassers Rücksicht gehabt und auf einige Schriften, die er selbst herausgegeben. Denn man trift in den freundschaftlichen Briefen, die er nicht zum Druck bestimmte, und in seinen nachgelassenen Werken, woran er die letzte Hand nicht gelegt hat, zuweilen unkorrekte Ausdrücke, unregelmässige Wendungen und zweydeutige Wortfügungen an. Ich habe aber dennoch geglaubt, Hochachtung und Treue foder-

*) *Vie de Leibnitz. pag.* 257.

foderten, daß ich sie nicht verbesserte, da überdem der Nachdruck und die Deutlichkeit nie darunter leiden; und wenn ich mir die Freyheit genommen habe, in diesem Werke einige Unrichtigkeiten zu verbessern, so ist es nur in solchen Fällen geschehen, wo ich sie auf Rechnung der Abschreiber oder fremder Buchdrucker schreiben mußte.

Ein sehr ansehnlicher Theil der in dieser Sammlung enthaltenen Gedanken ist aus dem Lateinischen übersetzt. Es wird leicht zu untersuchen seyn, ob ich getreu übersetzt habe; weil ich den Theil, die Seite und den Titel des Werks, woraus sie genommen sind, auf das sorgfältigste angeführt habe.

Ich schliesse, wann ich dem Leser noch vorher von drey Punkten Nachricht gegeben habe.

1) Wenn gleich in diese Sammlung keine Gedanken aufgenommen sind, die nicht einen merkwürdigen Zug in sich faßten; wenn gleich der Nutzen und die Fürtreflichkeit derselben meine Wahl bestimmt haben; so verlange ich doch nicht, daß man sie in ihrer ganzen Ausdehnung annehmen und bewährt finden soll. Es sind einige darunter, bey welchen mich die Verbindung der Abhandlung und die Treue genöthigt haben, Zwischensätze und unrichtige Ausdrücke stehen zu lassen, welche die protestantische Religion des Verfassers verrathen.

Ihre Anzahl ist aber sehr geringe, und ich habe sie fast immer mit Anmerkungen begleitet.

2) Ich habe die Gedanken des Verfassers geordnet. Ich habe sie sogar in verschiedene Klassen gebracht. Man kann dieß bemerken, wenn man einen Blick auf den Innhalt wirft. Ich habe es aber nicht mit einer ängstlichen Genauigkeit und Strenge gethan. Denn dieß war bey der Verschiedenheit der Materien nicht möglich noch nöthig.

3) Die Sammlung der Werke Leibnitzens, die Hr. Dütens in 6. Quartbänden veranstaltet hat, ist nicht die einzige Quelle, aus der ich geschöpft. Ausser dieser Sammlung hat man noch zwey sehr ansehnliche Werke von Leibnitzen, die ich auch genutzt habe. Das erste ist: *Commercium philosophicum Joannis Bernoullii & G. G. Leibnitzii*, Lausanne 1745. 2. Bände in 4. Das zweyte hat den Titel: *Oeuvres philosophiques latines & françoises de feu Mr. Leibnitz, tirées de ses Manuscrits &c. publiées par Mr. Raspe. Amsterdam* 1765. Eins in Quarto enthält fast nichts weiter als die *Nouveaux Essays sur l'entendement humain.* Aber es hat mir viel Stof gegeben.

Innhalt
des ersten Theils.

Vorrede = = Seite 3
Lobschrift auf den Herrn von Leibnitz von dem Herrn von Fontenelle = S. 1
Atheismus = = S. 69
Fanatische Atheisten = S. 70
Ursprung des Materialismus S. 70
Das Daseyn einer unmateriellen ersten Ursache = = S. 73
Summarischer Beweis des Daseyns eines höchstvollkommenen Gottes S. 77
Das Alter des Lehrsatzes von der Unsterblichkeit der Seele = S. 79
Gewißheit eines andern Lebens S. 80
Verwahrungsmittel gegen schädliche Lehren. Allgemeine Veränderungen in den Sitten S. 81
Das Buch: *de tribus Impostoribus* und Bodins Werk: *de Arcanis* = S. 85
Grosses Verlangen des Herrn von Leibnitz nach *Huetii Demonstratio euangelica.* Betrachtungen über die Religion S. 87

Kompliment an Herrn Huetius wegen seiner *Demonstratio euangelica*. Das Studium der Kritik ist zum Besten der Religion nöthig ꞉ ꞉ ꞉ S. 91
Fortsetzung des vorigen ꞉ S. 101
Die sicherste Maxime in Religionssachen. S. 103
Kurze Vorstellung eines Beweises der Wahrheit der christlichen Religion S. 105
Wie man die Wahrheit der christlichen Religion auf eine gute Art befestigen kann. S. 106
Bemerkungen über Tolands Buch: das Christenthum ohne Geheimnisse S. 119
Kritik und Spötterey in Religionssachen. S. 139
Die Gerechtigkeit und Fürsehung Gottes. S. 149
Man kann die Einwürfe gegen die Geheimnisse leicht beantworten ꞉ S. 152
Wie die Einwürfe der Manichäer von den Deisten beantwortet werden müssen S. 154
Der vernünftige Glaube der Christen S. 156
Die Antwort Pauli, o! welch eine Tiefe! ist sehr vernünftig ꞉ S. 160
Wie man verfahren muß, wenn man die Fürsehung rechtfertigen will ꞉ S. 162
Das Böse ist eine Veranlassung zum Guten, und das Gute hat in der Welt das Uebergewicht. ꞉ ꞉ ꞉ S. 168

Lobschrift

Lobschrift
auf den Herrn von Leibnitz.

Gottfried Wilhelm von Leibnitz wurde am 23. Junius 1694. zu Leipzig gebohren. Sein Vater war Friederich Leibnitz, Professor der Moral und Aktuarius bey der dortigen Universität. Seine Mutter Catharina Schmuck, mar die dritte Ehegattin dieses Friederich Leibnitz und die Tochter eines Doktors und Professors der Rechtsgelehrsamkeit. Paul Leibnitz, sein Großonkle, war Hauptmann in Ungarn ge-

wesen, und wegen seiner Dienste im Jahr 1600. vom Kayser Rudolf II. geadelt worden, von dem unser Herr von Leibnitz sein Wapen bekommen.

Er verlohr seinen Vater im sechsten Jahre, und seine Mutter, eine verdienstvolle Frau, erzog ihn mit vieler Sorgfalt. Er äuserte zu keiner besondern Wissenschaft eine vorzügliche Neigung. Er legte sich mit einer gleichen Lebhaftigkeit auf alle. Sein Vater hatte ihm eine ziemlich ansehnliche Sammlung auserlesener Bücher hinterlassen. So bald er die lateinische und griechische Sprache genug verstand, fing er an, alle mit Ordnung zu lesen, Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte, Philosophen, Mathematiker, Theologen. — Er merkte bald, daß er Unterstützung nöthig hatte; er suchte sie daher bey allen geschickten Männern seiner Zeit, und so gar, wenn es nöthig war, ziemlich von Leipzig entfernt.

Diese allgemeine und fleissige Lektüre war mit einem grossem natürlichen Genie verbunden, und ließ ihn alles das werden, wovon er etwas gelesen hatte. So wie die Alten die Geschicklichkeit hätten, acht neben einander gespannte Pferde zu regieren; so beschäftigte er sich mit allen Wissenschaften zugleich.

Wir

Wir müssen ihn also hier theilen, und, um philosophisch zu reden, ihn zergliedern. Das Alterthum machte aus vielen einen Herkules; und wir machen aus dem einzigen Leibnitz viele Gelehrte. Ein anderer Grund, der mich nöthigt die gewöhnliche chronologische Ordnung zu verlassen, ist, weil oft zu gleicher Zeit Schriften über verschiedene Materien von ihm erschienen. Diese fast durchgängige Vermischung, die in seinen Ideen keine Verwirrung hervorbrachte; die plötzlichen und häufigen Uebergänge von einer Materie zu einer ganz entgegengesetzten, die ihn nicht irre machten, würden Unordnungen und Verwirrungen in diese Geschichte bringen.

Der Herr von Leibnitz hatte Geschmack und Talente zur Dichtkunst. Er wußte die guten Dichter auswendig; und in seinem Alter so gar würde er den Virgil fast ganz von Wort zu Wort hergesagt haben. Er hatte einmahl an einem Tage ein Werk von 300. lateinischen Versen verfertigt ohne sich eine einzige Elision zu erlauben. Ein Spiel des Witzes, aber ein schweres Spiel! Wie er im Jahr 1679. den Herzog Johann Friederich von Braunschweig, seinen Beschützer, verlohr, machte er auf seinen Tod ein lateinisches Gedicht, das sein Meisterstück ist, und eine Stelle unter den schönsten Gedich-

ten der Neuern verdient. Er glaubte nicht, wie die meisten, die in diesem Fache gearbeitet haben, daß, weil man lateinische Verse macht, man nichts anders denken, noch sagen müsse, als was die Alten schon gesagt haben. Seine Poesie ist voller Sachen. Was er vorbringt, ist ihm eigenthümlich. Er besitzt die Stärke des Lukans, aber des Lukans, der das Erhabene und Kraftvolle nicht übertreibt. Ein merkwürdiges Stück dieses Gedichts ist das, worinn er von dem Phosphophorus redet, den **Brandt** erfunden. Der Herzog von Braunschweig wurde durch den Herrn von Leibnitz aufgemuntert, diesen Brandt an seinen Hof kommen zu lassen, um von dem Phosphorus Gebrauch zu machen, und der Dichter besingt dieß bisher unerhörte Wunder also: **Dieß der Natur selbst unbekannte Feuer, das ein neuer Vulkan in einer gelehrten Höhle angezündet hatte; welches vom Wasser erhalten und verhindert ward, sich wieder mit dem Feuerkreise seinem Vaterlande zu vereinigen; das unter dem Wasser vergraben, sein Daseyn verheelte und als ein Bild der unsterblichen und glücklichen Seele aus dem Grabe leuchtend und stralend heraufstieg.**

Alles was die Fabel, alles was die heilige und weltliche Geschichte erzählet und

mit dem Phosphorus Aehnlichkeit hat; — Alles dies hat er angebracht — Den Raub des Prometheus, das Kleid der Medea, das glänzende Angesicht des Moses, das Feuer, welches Jeremias verscharrete, wie die Juden in die Gefangenschaft geführt wurden, die Vestalinnen, die Todtenfackeln, den Streit der ägyptischen und persischen Priester — und wenn man gleich viel auf einmahl sieht; so ist es doch nicht überhäuft. Eine schöne und genaue Ordnung weiset ieder Sache einen Platz an, den man ihr nicht nehmen kann, und die mannichfachen Ideen, die schnell auf einander folgen, folgen doch nicht anders auf einander als bey schicklichen Veranlassungen. Der Herr von Leibnitz machte auch französische Verse; aber in der deutschen Poesie hatte er nicht viel Glück. Ein Vorurtheil für die französische Sprache, und die diesem Dichter gebührende Hochachtung könnten uns fast überreden, daß der Fehler nicht gänzlich an ihm gelegen.

Er hatte sehr tiefe Einsichten in die Geschichte und in das Interesse der Fürsten, das daraus entspringt. Wie der König von Pohlen, Johann Casimir, im Jahr 1668. die Krone abgelegt hatte, war der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg einer von den Prätendenten, und der Herr von Leibnitz gab

einen Traktat unter dem falschen Namen George Ulicovius heraus, um zu beweisen, daß die Republik keine beßre Wahl thun könnte. Dieß Werk machte viel Aufsehens, und der Verfasser war erst 22. Jahr alt.

Beym Anfange der Nimwegischen Friedensunterhandlungen waren wegen des Cerimoniells in Ansehung der freyen Reichsfürsten, die nicht Churfürsten waren, Schwürigkeiten. Man wollte ihren Gesandten nicht eben die Titels und Ehrenbezeugungen verstatten als den Abgeordneten der italiänischen Prinzen, wie z. B. die Herzoge von Modena oder Mantua sind. Leibnitz gab zu ihrem Besten im Jahre 1667. ein Buch unter dem Titel heraus: *Caesarinus Furstenerius de iure Suppramatus ac legationis principum Germaniae* Der falsche Name, den er sich giebt, zeigt an, daß er sowohl für das Interesse des Kaysers als der Fürsten war, und daß er durch die Vertheydigung ihres Ansehens dem Ansehen des Oberhaupts des Reichs keinen Abbruch that. Er hatte würklich von der kayserlichen Würde einen Begrif, der keinem als den übrigen Potentaten mißfallen konnte. Er behauptete, daß alle christliche Staaten, wenigstens die des Occidents nur ein Ganzes ausmachten, dessen geistliches Oberhaupt der Pabst, und das weltliche, der Kayser sey; daß beyden

den eine gewisse allgemeine Jurisdiktion zukäme; daß der Kayser ein gebohrner Feldherr, Vertheydiger und Beschützer der Kirche sey, besonders gegen die Ungläubigen, und daß er daher den Titel: geheiligte Majestät, und das Reich den Titel des heiligen Reichs führe; und daß, wenn dieß gleich nicht mit den göttlichen Rechten übereinstimmte, es doch eine Art von politischem Systeme sey, das durch die Einwilligung der Völker entstanden, und daß zu wünschen wäre, es möchte unerschüttert bestehen. Hieraus ziehet er sehr vortheilhafte Folgen für die freyen deutschen Reichsfürsten, die von dem Kayser nicht vielmehr abhängen als selbst die Könige von ihm abhängen sollten. Wenigstens beweißt er sehr stark, daß ihre Oberherrschaft durch die Art von Unterwürfigkeit, in der sie stehen, nicht vermindert werde; und dieß ist der Zweck des ganzen Werks. Diese christliche Republik, deren Oberhäupter der Kayser und der Pabst sind, würde nichts auffallendes an sich haben, wenn sie von einem catholischen Deutschen wäre ausgedacht worden. Aber sie rührte von einem Lutheraner her. Die Neigung zum System, welche bey ihm sehr stark war, hatte in Ansehung der Religion über allen Partheygeist die Oberhand behalten.

Das Buch des falschen Cäsarinus Fürstenerius, enthält nicht nur eine Menge merkwürdiger Begebenheiten, sondern auch noch viele kleine und unerhebliche Vorfälle, die bloß die Titel und Cerimonien betreffen, und ziemlich oft von den besten Geschichtskundigen sind übergangen worden. Man siehet, daß der Herr von Leibnitz bey seiner grossen Belesenheit nichts als geringe ansah, und man muß sich wundern, daß er so vielen mittelmässigen und fast ganz unbekannten Büchern die Ehre angethan hat, sie zu lesen. Man muß aber insonderheit erstaunen, daß er eine so unphilosophische Materie mit so vielem philosophischem Geiste hat bearbeiten können. Er setzt genaue Definitionen voraus, die ihm die angenehme Freyheit rauben, die Ausdrücke zuweilen zu mißbrauchen. Er sucht gewisse Standpunkte, und findet sie in den veränderlichsten Dingen, die dem Eigensinne der Menschen am meisten unterworfen sind. Er setzt Verhältnisse und Proportionen voraus, die eben so sehr gefallen, als rhetorische Figuren, und mehr überzeugen. Man merkt, daß er sich recht überwindet, sich bey den kleinen Umständen aufzuhalten, an die ihn seine Materie fesselt. Sein Geist schwingt sich, so bald er kann, davon, und erhebt sich zu allgemei-

gemei-

gemeinen Absichten. Dieß Buch wurde in Holland verfertiget, und so gleich in Deutschland viermal nachgedruckt.

Die Herzoge von Braunschweig hatten ihn ausersehen, die Geschichte ihres Hauses zu beschreiben. Zur Ausführung dieses grossen Vorhabens und Sammlung der nöthigen Materialien, durchreisete er ganz Deutschland, besuchte alle alte Klöster, durchwühlte die Archive der Städte, untersuchte die Grabmähler und andre Alterthümer, und ging von da nach Italien, wo die Herzoge von **Toscana, Ligurien** und Este, die mit den Herzogen von Braunschweig von einem Hause abstammen, ihre Fürstenthümer und Erbgüter hatten. Wie er in einem kleinem Schiffe allein und ohne alle Begleitung von Venedig nach Mesola, im Ferrarischen, übers Meer fuhr; so erhob sich ein heftiges Ungewitter: Der Steuermann der von einem Deutschen nicht glaubte verstanden zu werden, ihn aber für die Ursache des Ungewitters hielt, weil er ihn für einen Ketzer ansah — that den Vorschlag, ihn über Bord zu werfen, man sollte aber seine Sachen und sein Geld behalten. Hierauf zog der Herr von Leibnitz, ohne die geringste Unruhe zu äusern, einen Rosenkranz hervor, den er vermuthlich aus Vorsicht mitgenommen hatte

und drehete ihn in einer andächtigen Stellung herum. Dieser Kunstgrif gelang ihm. Ein Schiffer sagte zum Steuermann, es wäre unbillig diesen Menschen über Bord zu werfen, weil er kein Ketzer wäre.

Im Jahre 1690. kam er von seiner Reise nach Hannover zurück. Er hatte eine reiche Erndte gehabt, die grösser war als es die Braunschweigische Geschichte erfoderte. Aber sein gelehrter Geitz reitzte ihn, alles zu sammlen. Er machte von seinem Ueberfluß eine weitläuftige Sammlung, von der er 1693. den ersten Band in Folio unter dem Titel herausgab: *Codex iuris gentium diplomaticus*. Er nannte ihn *Codex iuris gentium*, weil er nur solche Begebenheiten enthielt, die entweder von den Völkern selbst, oder doch in ihren Namen geschehen waren. Zum Beyspiel, Kriegeserklärungen, Manifeste, Friedenstraktate, Stillstandsvergleiche, Heurathskontrakte grosser Herrn u. s. w. und weil die Völker keine andre Gesetze unter sich haben, als die sie sich nach Willkühr machen; so muß man sie aus solchen Stücken lernen. Er setzte diesem Buche eine weitläuftige Vorrede vor, die sehr wohl geschrieben und noch besser gedacht war. Er zeigt darinn, daß solche Begebenheiten, als er bekannt machte, die eigentlichen Quellen der Geschichte sind,

in so fern man sie wissen kann. Denn er weiß wohl, daß das zuverlässigste der Geschichtskunde uns entwischt, daß alles, was diese öffentlichen Begebenheiten verursacht hat und die Menschen in Bewegung gesetzt, sehr viel kleine und verborgene, aber sehr mächtige Triebfedern sind, die so gar oft denen unbekannt sind, welche von ihnen bewegt werden, und die fast immer ihren Würkungen zu wenig angemessen sind, so, daß die grössesten Begebenheiten durch sie entehrt werden könnten. Er sammlete die vornehmsten Züge aus der Geschichte, die ihm seine Urkunden entdeckten, und ziehet hieraus neue und sinnreiche Muthmassungen von dem Ursprunge der auf eine bestimmte Zahl eingeschränkten Churfürsten des Reichs. Er gesteht, daß die unter den Völkern so oft erneuerten Friedensschlüsse, ihnen zur Schande gereichen, und billigt mit Verdruß das Schild eines holländischen Kaufmanns, der auf demselben einen Kirchhof mit der Ueberschrift: „Zum ewi„gen Frieden„ hatte mahlen lassen.

Wer weiß, was es auf sich habe, alle Schriften zu dechifriren, sie zu lesen, ihren barbarischen Styl zu verstehen, der wird nicht sagen, daß dem Herrn von Leibnitz in dem *Codex diplomaticus*, nichts als seine schöne Vorrede eigenthümlich sey. Es ist wahr, daß

dieß

dieß Stück nur Genie verräth, und daß das übrige nur Arbeit und Gelehrsamkeit ist. Man muß aber einem Manne, wie er war, schon sehr verbunden seyn, wenn er zum gemeinen Besten etwas unternimmt, das keine Beschäftigung des Genies ist.

Im Jahre 1700. kam ein Zusatz zu diesem Werke unter dem Titel: *Mantissa codicis iuris gentium diplomatici* zum Vorschein. Auch diesem hat er eine Vorrede vorgesetzt, wo er alle Gelehrte, die ihm einige seltene Stücke verschaft hatten, so lobt, daß man seine Aufrichtigkeit daraus sehen kann. Er danket so gar dem Herrn **Toinard**, daß er ihm in dem ersten Bande einen Fehler gezeigt; denn er hatte den berühmten Christoph Columbus mit einem gewissen Wilhelm von Casaneuve, vermengt, der den Zunamen **Coulomp** hatte, und unter **Ludwig** XI. Viceadmiral gewesen war. Ein so geringer und so zu entschuldigender Fehler, daß ihn zu gestehen eben keine Ehre gewesen wäre, wenn man nicht so viele gegenseitige Beyspiele hätte.

Endlich fing er im Jahre 1707. an das bekannt zu machen, was auf die Braunschweigische Geschichte einige Beziehung hatte. Und dieß war der erste Band *Scriptorum Brunsuicen-*

suicensia illustrantium; eine Sammlung von Urkunden, die er fast alle dem Staube und den Würmern entrissen hatte, welche aber den Grund seiner Geschichte ausmachen sollten. Er giebt in der Vorrede von allen Schriftstellern, die er mittheilt, und von den Stücken, deren Verfasser sich nicht genennt haben, Nachricht, und beurtheilt sie so, daß man allem Anschein nach damit zufrieden seyn wird.

Er hatte von der Historie iener Zeit zwey Hauptentdeckungen gemacht, die zweyen, für gewiß angenommenen, Meynungen entgegen waren.

Man glaubt, daß aus den blossen Stadthaltern vieler grossen Provinzen des weitläuftigen Reichs, welches Karl der Grosse besaß, in der Folge die erbliche Fürsten entstanden sind. Aber der Herr von Leibnitz behauptet, daß sie iederzeit erbliche Fürsten gewesen wären; und dadurch verherrlicht er den Ursprung der grössesten Häuser. Er stürzt sie noch tiefer in den Abgrund des Vergangenen, dessen Dunkelheit ihnen so werth ist.

Das zehnte und eilfte Jahrhundert werden von den Christen für die allerbarbarischten gehalten. Aber er behauptet dieß von den 13ten und 14ten, und daß in Verglei-

chung

chung mit diesen, das zehnte — wenigstens für Deutschland — gülden gewesen sey. In der Mitte des zwölften unterscheidete man noch das Wahre vom Falschen, aber nachher ergossen sich die Fabeln, die vorher nur in den Klöstern und Legenden eingeschlossen gewesen waren, mit voller Wuth, und überschwemmten alles. Dieß sind fast seine eigne Ausdrücke. Die vornehmste Ursach dieses Uebels schreibt er Leuten zu, welche der Stiftung nach arm waren, und aus Noth allerley erdachten. Am meisten aber ist zu bewundern, daß die gute Bücher damals noch nicht gänzlich unbekannt waren. Gervasius von Tillbury, den der Herr von Leibnitz als eine Probe des dreyzehnten Jahrhunderts anführt, hatte ziemliche Kenntnisse von den weltlichen und geistlichen Alterthümern und doch ist er in seiner Erzählung auf eine so dumme und verwegene Art romanhaft. Nach den Begebenheiten, wovon er Augenzeuge gewesen war, zu urtheilen, könnte der Verfasser des Amadis, sein Buch auch für historisch ausgeben. Ein Mann, von des Herrn von Leibnitz Fähigkeiten, wenn er sich auf die Geschichte legt, kann gewisse allgemeine Betrachtungen daraus herleiten, die selbst über die Geschichte erhaben sind; und in diesem verwirrten und unendlichen Haufen von Begebenheiten, entdeckt er Ord-

nung

nung und feine Verbindung, die nur von ihm gefunden werden konnten. Am meisten interessiren ihn aber der Ursprung der Nationen, ihre Sprache, Sitten und Meynungen, vorzüglich aber die Geschichte des menschlichen Verstandes, und die Gedankenfolge, die nach einander, oder vielmehr aus einander entsteht, und deren genau beobachtete Verkettung zu einer Art von Weissagung Anlaß geben könnte.

In den Jahren 1710. und 1711. gab er zwey neue Bände von den *Scriptoribus Brunsuicensia illustrantibus* heraus, und hierauf sollte endlich die Geschichte selbst folgen, die aber nicht erschienen ist. Er hatte sich folgenden Plan entworfen:

Er wollte eine Abhandlung von dem Zustande Deutschlands voraussetzen, so, wie er vor allen Geschichten gewesen war, und wie man ihn aus den natürlichen Denkmalen, die davon übrig geblieben, errathen konnte. Dahin gehören die versteinerte Muscheln in der Erde, Steine in welchen man den Abdruck von Fischen oder Pflanzen, ia Fische und Pflanzen selbst siehet, die doch ausländisch sind; unleugbare Gedächtnißmünzen der Sündfluth. Hierauf gieng er zu den ältesten Einwohnern die man kennet, zu den

ver-

verschiedenen Völkern über, die einander in diesen Ländern nachgefolgt sind, und handelte von ihren Sprachen und von der Vermischung derselben, soviel man aus der Etymologie, dem einzigen Denkmal in solchen Sachen, schliessen kann. Hernach fieng der Ursprung des Braunschweigischen Hauses im 769. Jahre bey Karl dem Grossen an und ging bis auf die Kayser, die von ihm abstamten, und noch bis auf fünf Kayser des Braunschweigischen Hauses, nemlich **Heinrich I.** den Vogelsteller, die 3. **Ottonen** und **Heinrich II.** wo sie in dem 1025. Jahre ein Ende nahm. Dieser Zeitraum umfaßte die sächsischen Alterthümer, in Ansehung des Wittekindischen Hauses, die oberdeutschen Alterthümer in Ansehung des Welfischen Geschlechts, die Lombardischen, wegen der Herzoge von Toscana und Marggrafen von Ligurien. Von allen diesen alten Fürsten, stammen die Braunschweigischen ab. Nach dieser beschriebenen Abstammung, kam das Geschlechtsregister des Welfischen oder Braunschweigischen Hauses, mit einer kurzen aber richtigen Geschichte bis auf die itzige Zeit. Dieß Geschlechtsregister enthielt auch noch die Genealogie andrer grossen Häuser des Gibelinischen, des alten und neuen Oestereichischen, des Bayrischen u. s. w. Der Herr von Leibnitz setzte voraus, und er war zu ge-

lehrt

lehrt um stolz zu seyn, daß man bis itzt noch nichts ähnliches von der Geschichte des mittlern Zeitalters gesehen habe; daß er ein ganz neues Licht in diese mit einer schrecklichen Dunkelheit bedeckten Jahrhunderte gebracht habe, und eine grosse Menge Irrthümer verbessert, oder viele Ungewißheiten gehoben habe. Ein Beyspiel ist die Päbstin Johanna, die im Anfange von einigen sicher geglaubt, von andern verworfen wurde. Man führte sie nachher wieder ein, aber der Herr von Leibnitz vertrieb sie auf immer, und fand, daß diese Fabel nur durch Hülfe der chronologischen Finsterniß, die er vertrieb, könnte behauptet werden.

Bey der Fortsetzung seiner Untersuchungen glaubte er den wahren Ursprung der Franzosen entdeckt zu haben, und machte im Jahre 1716. eine Abhandlung davon bekannt. Der berühmte Jesuit **Tournemine** bestritte seine Meynung, und behauptete eine andre mit aller der Gelehrsamkeit, die bey einem Streite gegen einen so gelehrten Gegner nöthig war, und mit aller der Dreustigkeit, die ein grosser Gegner billiget. Wir lassen diese Frage unberührt; denn sie würde selbst nach der höflichen Bemerkung des Pater **Tournemine** ziemlich gleichgültig seyn, weil die Franzosen, die Sache gehe wie sie

wolle, Landsleute des Herrn von Leibnitz seyn würden.

Herr von Leibnitz war auch ein grosser Rechtsgelehrter. Er war in dem Schoosse der Rechtsgelehrsamkeit, gebohren; und diese Wissenschaft wird überhaupt in Deutschland mehr als in irgend einem Lande getrieben. Sein erstes Studieren wurde fürnehmlich auf diese gerichtet; und so wurde die immer zunehmende Stärke des Geistes auf dieselbe verwand. In seinem zwanzigsten Jahre wollte er in Leipzig Doktor der Rechte werden. Allein der Dekanus der Fakultät schlug ihm auf Antrieb seiner Frau, unter dem Vorwande, daß er noch zu iung wäre, diese Würde ab. Diese Jugend hat ihm vielleicht die üblen Gesinnungen der Frau des Dekanus zugezogen. Dieß unentschieden, — wurde er doch in seinem Vaterlande durch den allgemeinen Beyfall gerächt, mit dem er in eben dem Jahre zu Altorf, im Nürnbergischen, diese Würde annahm. Seine Disputation handelte: *de casibus perplexis in iure.* Sie wurde hernach mit zwey andern kleinen Abhandlungen von ihm: *Specimen Encyclopaediae in iure, seu quaestiones Philosophiae amoeniores ex iure collectae et specimen certitudinis seu demonstrationum in iure exhibitum in doctrina conditionum,* gedruckt.

gedruckt. Er wußte schon die verschiedene Wissenschaften näher an einander zu ketten, und von einer zur andern Kommunikationslinien zu ziehen.

In seinem 22sten Jahre, welches der Zeitpunkt ist, den wir schon zu dem Buche des George Ulikovius bemerkt haben, widmete er dem Churfürsten von Maynz, Johann Philipp von Schönborn, eine neue Methode die Rechtsgelehrsamkeit zu lernen und zu lehren. Er fügte einen Aufsatz von den Lücken im Rechte, *catalogum desideratorum in iure*, bey, und versprach diese auszufüllen. In eben dem Jahre gab er seinen Entwurf, das ganze Recht zu verbessern, heraus, *corporis iuris reconcinnandi ratio*. Die verschiedene Materien des Rechts sind in der That in grosser Verwirrung. Aber sein Kopf ordnete sie, indem er sie überdachte. Sie hatten sich in dieser fürtreflichen Form von neuen umgegossen, und sie würden viel gewonnen haben, wenn sie in der Gestalt erschienen wären, die sie darinn angenommen hatten.

Wie er die zwey Bände seines *codicis diplomatici* herausgab, gieng er bis auf die ersten Grundsätze des Natur- und Völkerrechts zurück. Der Standpunkt, den er sich wähl-

wählte, war immer sehr erhaben; und von da erblickte er immer ein weites Land, dessen ganze Beschaffenheit er in einem Augenblicke übersah. Diese, ob gleich sehr kurze, doch allgemeine Theorie der Rechtsgelehrsamkeit, hatte einen so grossen Umfang, daß die Frage vom Quietismus, die damals in Frankreich viel Bewegung machte, gleich im Anfange auf eine ungezwungene Art darinn angetroffen wurde, und Leibnitzens Entscheidung entsprach des Pabstes seiner.

Endlich kommen wir itzt auf den Theil seiner Verdienste, der diese Versammlung am meisten angehet. Er war ein fürtreflicher Philosoph und Mathematiker. Was diese zwey Worte nur irgend ausdrücken, das war er. So bald er zu Altorf Doktor der Rechte geworden war, ging er nach Nürnberg, um die dortigen Gelehrten kennen zu lernen. Er erfuhr, daß in dieser Stadt eine sehr verborgene Gesellschaft wäre, die sich viel mit der Chymie abgäbe und den Stein der Weisen suchte. Sogleich wünschte er, sich diese Gelegenheit zu Nutze zu machen und ein Chymist zu werden. Aber die ganze Schwürigkeit war, wie er zu diesen Geheimnissen aufgenommen werden möchte. Er nahm chymische Bücher, sammlete daraus die dunkelsten Ausdrücke, die er am wenigsten

ver-

verstand, setzte daraus einen ihm selbst unverständlichen Brief zusammen, und richtete ihn an den Vorsteher dieser geheimen Gesellschaft, bey dem er ansuchte, auf diese Proben seiner grossen Wissenschaft darinn aufgenommen zu werden. Man zweifelte nicht, daß der Verfasser dieses Briefes ein wahrer Alchymist sey, oder daß doch wenig daran fehle. Er wurde mit allen Ehrenbezeugungen in ihre Werkstatt aufgenommen und gebeten, das Amt eines Sekretairs über sich zu nehmen. Man both ihm so gar eine Pension an. Er lernte viel von ihnen, und sie glaubten doch, daß sie von ihm lernten. Wahrscheinlicherweise gab er die Einsichten, die er durch sein natürliches Genie hatte, bey ihnen für mühsam erworbene Kenntniß aus; und kurz, es war ausser allen Zweifel, daß sie ihn nicht würden von sich gelassen haben, wenn sie ihn gleich recht gekannt hätten.

Im 1670. Jahre, wie der Herr von Leibnitz 24. Jahr alt war, erklärte er sich in einem Buche, dessen Geschichte hier folgen soll, öffentlich für einen Philosophen.

Marius Nizolius von Bersello, aus dem Modenesischen, gab 1553. eine Abhandlung heraus: *de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudo-Philosophos.*

sophos. Die falschen Philosophen waren alle alte und neue Scholastiker. Nizolius lehnte sich mit der äusersten Kühnheit gegen ihre ungeheuren Begriffe und barbarische Sprache auf, und schimpfte den heil. Thomas so gar für einen einäugigen unter den Blinden. Die lange und anhaltende Bewunderung des Aristoteles, sagte er, ist ein sicherer Beweiß von der Menge der Narren und von der langen Dauer der Narrheit. Die Galle des Verfassers wurde dabey noch durch einige Privatstreitigkeiten, mit den Aristotelikern, erhitzt.

Dieß Buch, das, wie es erschien, nicht hätte so gleichgültig sollen aufgenommen werden, war ganz in Vergessenheit gerathen. Vielleicht weil den Italiänern an der Unterdrückung desselben gelegen war, und weil die Wahrheiten desselben, in Rücksicht auf andre Länder, nur gar zu deutlich und genug bewiesen waren, oder weil würklich das Gewicht der Ausdrücke darinn, in Vergleichung mit der Wichtigkeit der Sachen viel zu groß ist. Herr von Leibnitz hielt für rathsam es mit einer Vorrede und mit Anmerkungen von neuen heraus zu geben.

Die Vorrede verräth einen Herausgeber und Ausleger von ganz besondrer Art. Keine blinde Verehrung gegen seinen Schriftsteller,

keine

keine gesuchte Gründe, um die Vortreflichkeit desselben zu erheben oder seine Fehler zu verbergen, sind darinn anzutreffen. Er lobt ihn, aber nur nach den Umständen der Zeit, in der er geschrieben hat, — wegen seines muthigen Unternehmens, wegen einiger Wahrheiten, die er erkannt hat, aber er entdeckt darinn auch falsches Raisonnement und mangelhafte Einsichten. Er tadelt ihn wegen seiner Heftigkeit, und Affekten gegen den Aristoteles, der an den Träumen seiner so genannten Schüler keine Schuld hat. Er tadelt ihn auch wegen des heiligen Thomas, dessen Ruhm einem Lutheraner wohl hätte gleichgültiger seyn können. Kurz, man siehet leicht, daß der Herausgeber Verdienste haben muß, die von dem Verdienst des Originalverfassers ganz unabhängig seyn müssen.

Es scheinet auch, daß er unzählige Philosophen muß gelesen haben. Die Geschichte der menschlichen Gedanken, die gewiß wegen des Anblicks ihrer erstaunenden Mannigfaltigkeit merkwürdig ist, kann auch oft lehrreich seyn. Sie kann gewisse Ideen veranlassen, die von dem gewöhnlichen Wege abführen, und die der grösseste Geist nicht von selbst hervorgebracht haben würde. Sie giebt Stoff zum Denken an die Hand; sie macht uns mit den Hauptklippen bekannt, an welchen die

menschliche Vernunft scheitern kann; sie giebt die sichersten Wege an, und was das wichtigste ist — sie unterrichtet die besten Köpfe, daß sie schon ihres Gleichen gehabt, und daß diese sich schon geirret haben. Ein Einsiedler kann sich viel höher achten, als der thun wird, der unter Menschen lebt und sich mit ihnen in Vergleichung stellt. Der Herr von Leibnitz hatte diesen Vortheil von seiner grossen Lektüre erhalten. Sein Verstand war dadurch geübter geworden, alle Arten von Ideen anzunehmen. Er konnte alle Bilder leichter fassen, allem, was ihm neu oder auch zuwider war, mehr Gehör geben; gegen die Schwachheit der Menschen mehr Nachsicht bezeigen; gegen günstige Erklärungen geneigter und sie zu erfinden sinnreicher seyn. Von diesem Charakter gab er einen Beweiß in einem Briefe: *de Aristotele recentioribus reconciliabili*, den er mit dem Nizolius drucken ließ. Hier wagt er es, von dem Aristoteles vortheilhaft zu sprechen, wenn es gleich damahls eine ziemlich allgemeine Gewohnheit und fast ein Zeichen des Witzes war, ihn zu verschreyen. Er gieng so gar so weit, daß er sagt: er billige mehr in seinen Werken, als in den des Cartesius. Nicht etwa als ob er die korpusculaire und mechanische Philosophie nicht als die einzige wahre angesehen hätte. Man ist deswegen aber noch kein Kartesianer,

ner,

ner, und er leugnet, daß der wahre, nicht aber der scholastische, Aristoteles eine andre Philosophie gekannt habe. Dadurch vereinigt er beyde Partheyen; er rechtfertigt ihn nur wegen seiner allgemeinen Grundsätze, wegen des Wesens der Materie, wegen der Bewegung u. s. w. Aber er läßt sich nicht in das ganze Innre der Physik ein, worinn die Neuern allem Anschein nach viel Großmuth beweisen würden, wenn sie sich mit dem Aristoteles in eine Gemeinschaft der Güter einlassen wollten.

In dem gleich auf die Ausgaben des Nizolius folgenden Jahre, nemlich im Jahre 1671., wie Leibnitz 25. Jahr alt war, ließ er zwey kleine Abhandlungen aus der Physik drucken: *Theoria motus abstracti*, dieß eignete er der Akademie der Wissenschaften, und *Theoria motus concreti*, eignete er der königlichen Societät zu London zu. Allem Ansehen nach hat er befürchtet, es möchte eine Eifersucht zwischen beyden Partheyen entstehen.

Die erste dieser Abhandlungen ist eine sehr feine und fast neue Theorie von der Bewegung überhaupt. Die andre ist eine Anwendung der ersten auf alle Erscheinungen der Natur. Beyde zusammen, machen eine

vollständige allgemeine Physik aus. Er sagt selbst, er glaube: sein System vereinige und vergleiche alle andre, komme ihren Mängeln zu Hülfe, erweitre ihre Gränzen, kläre ihre Dunkelheiten auf, und die Philosophen dürften nur nach diesen Grundsätzen mit vereinigten Kräften fortarbeiten, und sich mehr mit besondern Erklärungen beschäftigen, die sie denn in die Schatzkammer einer gründlichen Philosophie eintragen könnten. Es ist wahr, seine Begriffe sind simpel, ausgedehnt, allgemein. Sie entstehen aus grossen allgemeinen Kenntnissen, die gleichsam der Stamm sind, und sich hernach ausbreiten und zertheilen; ia sich, so zu sagen, in unendliche Zweige ausbreiten, und dieß alles mit einer unbeschreiblichen Anmuth des Witzes, die viel zur Ueberzeugung beyträgt. So zu denken, wäre vielleicht der Natur selbst eigen gewesen.

In diesen zwey Werken gab er den leeren Raum zu und sah die Materie als eine blosse Ausdehnung an, die gegen Bewegung und Ruhe schlechterdings gleichgültig wäre. Nachher hat er aber seine Meynung hierinn geändert. In Ansehung des letzten glaubte er nachher, daß man, um das Wesen der Materie zu entdecken, weiter als an die Ausdehnung denken, und sich darinn eine gewisse

wisse Kraft vorstellen müsse, die keine, blos geometrische Grösse mehr ist. Dieß ist die bekannte und dunkle **Entelechie** des Aristoteles, woraus die Scholastiker die wesentlichen Formen gemacht haben, und iede Substanz hat eine Kraft nach ihrer Natur eingerichtet. Die Kraft der Materie ist zwiefach: ein natürlicher Trieb zur Bewegung, und ein Widerstand gegen die Bewegung, die anders woher bewürkt wird. Ein Körper kann in Ruhe zu seyn scheinen, weil sein Trieb zur Bewegung durch die umherliegenden Körper zurückgehalten, oder weil ihm das Gegengewicht gehalten wird. Er ist aber nie würklich oder ganz und gar in Ruhe; denn er ist nie ohne diesen Trieb zur Bewegung.

Cartesius hatte sehr scharfsinnig eingesehen, daß ohngeachtet der unzähligen Anstossungen der Körper, und der ungleichen Austheilung der Bewegung, die ohne Aufhören geschieht, doch im Grunde von allem diesem etwas gleiches, beständiges und fortdaurendes seyn müsse, und er hatte geglaubt, dieß sey die Grösse der Bewegung, deren Maaß das Produkt der Masse durch die Geschwindigkeit ist. An die Stelle dieser Grösse der Bewegung setzte der Herr von Leibnitz die Kraft, deren Maaß das Produkt der Masse durch die Höhen ist, zu welchen diese Kraft

einen

einen schweren Körper erheben kann. Diese Höhen verhalten sich nun wie die Quadrate der Geschwindigkeit. Auf diesen Grundsatz wollte er eine neue Dynamik oder Lehre von den Kräften bauen; und behauptete, daß aus dem Grundsatz des Cartesius die Möglichkeit der unaufhörlichen Bewegung durch die Kunst, oder die Möglichkeit einer grössern Würkung als ihre Ursach ist, folgte; eine Folge die weder in der Mechanik noch in der Physik zugegeben werden kann!

Er wurde hierüber von den Cartesianern, insonderheit von dem Abte Catelan und Papin heftig angegriffen. Er antwortete beherzt. Indessen scheint es nicht, daß seine Meynung den Vorzug behalten habe. Die Materie ist ohne Kraft, wenigstens ohne würkliche Kraft, und die Entelechie ungebraucht geblieben. Da sie der Herr von Leibnitz nicht wieder hat in den Gang gebracht; so wird sie schwerlich wieder empor kommen.

Er hatte auch in der allgemeinen Physik eine besondre Meynung, die der des Cartesius ganz zuwider war. Er glaubte, daß die Endursachen zuweilen könnten angebracht werden; daß sich zum Beyspiel der *sinus incidentiae* und *refractionis* beständig auf einander bezögen, weil Gott wollte, daß ein Licht-

Lichtstrahl, der von der graden Linie abweichen sollte, durch zwey Wege, von einem Punkt zum andern fortgehen soll, welche Wege zusammen genommen ihm mehr Zeit ersparten als alle übrigen möglichen Wege. Dieß ist auch der höchsten Weisheit viel gemässer.

Gottes Allmacht hat alles hervorgebracht, was das Grösseste seyn konnte, und seine Weisheit, alles was besser oder das Beste seyn kann. Die ganze Welt ist nichts anders als das völlige Resultat, die beständige Verbindung, die innerste Vermischung dieses Grössesten mit dem Beßten; und man kann es nicht anders erkennen, als wenn man diese zwey zusammen kennet. Diese Idee, die gewiß groß, edel und dem Gegenstande angemessen ist, würde in der Anwendung eine ausserordentliche Redlichkeit und unendliche Behutsamkeit erfodern. Denn was der Weisheit des Schöpfers eigen ist, scheinet unsre Fähigkeiten noch viel weiter zu übersteigen, als was seiner Macht eigen ist.

Es wäre überflüssig zu erinnern, daß der Herr von Leibnitz ein Matematiker vom ersten Range gewesen sey. Denn von dieser Seite kennet man ihn am meisten. Sein Name stehet vor den tiefsinnigsten Aufgaben, die in unsern Zeiten sind aufgelöset worden,

den, und er hat an allem Theil, was die neue Geometrie grosses, schweres und wichtiges hervorgebracht hat. Die leipziger *Acta eruditorum*, die Journale der Gelehrten und unsre Historie sind voll von ihm, in so fern er Geometer war. Er hat kein ganzes mathematisches Werk, sondern nur viel einzelne Stücke herausgegeben, woraus er ganze Bücher hätte machen können, wenn er gewollt hätte, und deren Verstand und Einsicht für viele Bücher von grossen Nutzen gewesen sind. Er sagte, er sehe in fremden Gärten gern die Pflanzen wachsen, dazu er den Saamen hergegeben hätte. Dieser Saame ist oft höher zu schätzen als die Pflanzen selbst. Die Kunst, in der Mathematik Entdeckungen zu machen, ist viel kostbarer als die meisten Sachen, die man entdeckt.

Die Geschichte des *Calculi differentialis*, oder der unendlich kleinen Dinge, wird sein grosses Genie genugsam kenntbar machen. Man weiß, daß diese Entdeckung unsre Erkenntniß bis ins unendliche und fast über die dem menschlichen Geiste gesetzten Schranken hinausführet, wenigstens unendlich weit über die Gränzen, darinn sich die alte Geometrie befand. Dieß ist eine ganz neue Wissenschaft — in unsern Tagen entstanden, von grossen Umfange, sehr fein und

sehr

sehr gewiß. Im Jahre 1684. gab Herr von Leibnitz in den leibziger *Actis eruditorum* die Regeln von der Differentialrechnung an; er behielt aber die Beweise zurück. Die beyden berühmten Gebrüdere Bernoulli fanden sie, so schwer sie auch zu finden waren, und übten sich in dieser Rechnung mit dem glücklichsten Erfolg. Die erhabensten, die kühnsten und unverhoftesten Auslegungen entstanden unter ihren Händen. Im Jahr 1687. kam des Herrn Neutons fürtrefliches Buch von den mathematischen Gründen der natürlichen Philosophie heraus, das sich fast ganz auf diese Rechnung gründete, so daß man allgemein glaubte: der Herr von Leibnitz und er, hätten sie wegen der Gleichheit ihrer grossen Einsichten ein ieder für sich erfunden.

Diese Meynung würde noch dadurch unterstützt, daß sie nur im Grunde der Sache einig waren. Sie gaben den Dingen verschiedene Namen, und bedienten sich in ihren Rechnungen verschiedener Charaktere. Was Neuton Fluxiones nennte, nennt der Herr von Leibnitz Differentias, und der Ausdruck, womit der Herr von Leibnitz das unendlich Kleine bezeichnete, war viel schicklicher und brauchbarer als Neutons seiner. Diese neue Rechnung war von allen gelehrten Nationen begie-

begierig angenommen worden; die Namen und Charaktere des Herrn von Leibnitz haben überall, ausser in England, den Vorzug behalten. Dieß that gute Würkung auf den Herrn von Leibnitz, und hatte die Geometers unvermerkt gewöhnt, ihn für den einzigen und vornehmsten Erfinder zu halten.

Indessen genossen diese beyden grossen Männer, — ohne sich etwas streitig zu machen — die Ehre der Erfindungen, die man ihnen zu danken hatte. Doch wurde dieser Friede endlich gestöhrt. Herr Fatio hatte im Jahre 1699. in seiner Schrift, *de linea beuissimae descensionis* gesagt: er müsse den Herrn Neuton für den ersten Erfinder der Differentialrechnung halten, der sie viele Jahre vorher entdeckt hätte, und daß er der Beurtheilung unterwürfe, ob der Herr von Leibnitz, der zweete Erfinder, etwas von ihm genommen hätte. Diese so deutliche Ueberzeugung eines ersten und zweeten Erfinders, und der dazu kommende Verdacht erregten einen Streit zwischen dem Herrn von Leibnitz, den die leipziger Journalisten unterstützten, und den engländischen Geometers, die sich für den Neuton erklärten, der selbst gar nicht zum Vorschein kam. Seine Ehre war die Ehre der Nation geworden, und seine Anhänger waren nur gute Bürger, die er nicht anfeuren

durfte. Von beyden Seiten wurden nach und nach Schriften gewechselt, und die Entfernung der Oerter war vielleicht die Ursach dieser Zögerung. Der Streit aber wurde immer hitziger, und endlich kam er so weit, daß sich der Herr von Leibnitz im Jahre 1711. bey der königlichen Societät beschwerte; Herr Keill habe ihn beschuldigt, daß er den von Neuton erfundenen *Calculum fluxionum* unter andern Namen und Charakteren bekannt gemacht hätte. Er behauptete, daß Niemand als Neuton selbst, besser wisse, daß er ihm Nichts entwendet hätte, und foderte, daß Herr Keill den üblen Verstand, den seine Worte haben könnten, öffentlich wiederrufen sollte.

Die Societät war also zum Schiedsrichter des Streits erwählt; sie ernannte Gevollmächtigte, die alle alte Briefe der gelehrten Mathematiker, die man über diese Materie nur würde finden können, durchsuchen sollten. Sie theilten sich in zwey Partheyen. Nach dieser Untersuchung fanden die Gevollmächtigten, daß es nicht schiene als ob der Herr von Leibnitz von der Differentialrechnung, oder den unendlich kleinen Dingen eher etwas gewußt habe, als bis Neuton im Jahre 1672. einen Brief darüber geschrieben, der dem Herrn von Leibnitz nach Paris war zugeschickt worden, darinn

die Methode der *fluxionum* deutlich genug erklärt war, um einem so scharfsinnigen Manne die nöthigen Aufschlüsse zu geben; daß Neuton seine Methode vor 1699. und also 15. Jahr eher erfunden als Herr von Leibnitz in den leipziger *actis* etwas über diese Materie bekannt gemacht hätte. Und hieraus machten sie den Schluß, daß Herr **Keill** den Herrn von Leibnitz gar nicht verläumdet hätte.

Die Societät ließ dieß Urtheil mit allen dazu gehörigen Dingen 1712. unter dem Titel drucken: *Commercium epistolicum de analysi promoto.* Man verbreitete es durch ganz Europa, und nichts macht dem Systeme der unendlich kleinen Dinge mehr Ehre als diese Eifersucht, wer sich die Erfindung mit Recht zuschreiben könne, davon eine so gelehrte Nation ganz eingenommen ist. Denn ich wiederhole es noch einmal, Neuton schwieg ganz stille. Vielleicht stützte er sich wegen seines Ruhms, auf seine ziemlich lebhaften Landesleute: vielleicht setzte er sich auch über diesen Ruhm weg. Dieß kann man von einem so grossen Manne wohl glauben.

Der Herr von Leibnitz, oder seine Freunde, konnten nicht so gleichgültig seyn. Er war eines Raubes beschuldigt, das *Commercium*

episto-

epistolicum sagt es ganz deutlich, oder giebt es doch zu verstehen. Dieser Raub kann zwar nur sehr fein gewesen seyn, und man hat weiter keinen Beweiß eines grossen Genies nöthig, als den, diesen Raub begangen zu haben. Aber es ist doch so wohl in Ansehung des Genies als der Sitten besser, ihn nicht begangen zu haben.

Nachdem der Ausspruch von England bekannt war, kam ein fliegendes Blatt von einem Bogen am 29. Julius 1713. heraus. Dieß war für den Herrn von Leibnitz, der sich damals in Wien aufhielt, und nicht wußte, was vorgieng. Es ist sehr lebhaft geschrieben, und behauptet dreuste, daß der *Calculus fluxionum* nicht älter sey als die Differentialrechnung und giebt so gar zu verstehen, iener *Calculus* könnte wohl von dieser Rechnung entsprungen seyn. Die Erzählung der Beweise von beyden Theilen, würde zu weitläuftig seyn, und könnte auch nicht ohne einen unendlich langen Kommentar, der in die tiefsinnigste Geometrie einschlagen würde, verstanden werden.

Herr von Leibnitz hat angefangen an einem *Commercio mathematico* zu arbeiten, den er dem Englischen entgegen setzen wollte. Wenn also gleich die königliche Societät über

 die

die Stücke, die sie hatte, richtig geurtheilt haben konnte; so hatte sie doch nicht alle gehabt, und die Billigkeit fodert, sein Urtheil zurück zu halten, bis man des Herrn von Leibnitz Schrift gesehen hat.

Ueberhaupt muß man ungemein deutliche Beweise haben, wenn man einen solchen Mann beschuldigen will, er habe nur im geringsten einen gelehrten Diebstahl begangen; denn dieß ist die ganze Frage. Neuton ist gewiß ein Erfinder, und sein Ruhm bleibt ihm gewiß.

Reiche Leute stehlen nicht. Und wie reich war nicht der Herr von Leibnitz?

Er hat den Cartesius getadelt, daß er weder Kepplern, wegen der aus den *viribus centrifugis* hergeleiteten Schwere und der Entdeckung der *angulorum incidentiae et reflexionis*, noch dem Snellius wegen des beständigen Verhältnisses der *angulorum incidentiae et refractionis* die gehörige Ehre angethan. Dieß sind kleine Kunstgriffe, sagt er, die ihm bey Kennern viel wahre Ehre entzogen haben. Sollte er diese Ehre, die er so gut kannte, selbst nicht geachtet haben? Er durfte ia nur das angeben, was er dem Herrn Neuton schuldig war. Es blieb ihm

noch

noch immer, wegen des Grundes der Sache, Ehre genug übrig, und noch ausserdem erhielt er den Ruhm eines freiwilligen Geständnisses.

Es ist zu vermuthen, daß er es bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen haben würde, da er es bey einer andern gethan. Da einer von den Herrn **Bernoulli** seine Vermuthung über die Geschichte seiner mathematischen Meditationen vorbrachte; so rückte der Herr von Leibnitz dieselbe aufrichtig in den September des 1691. Jahrs der leipziger *Actorum* ein. Er sagt, daß er bey seinem Aufenthalt in Paris 1672. in der tiefen Geometrie noch ganz unerfahren gewesen sey; daß er daselbst den berühmten **Huygens** gekannt habe, dem er, ausser den **Galiläus** und **Cartesius**, das meiste in dieser Materie zu danken hätte; daß sein Buch: *de Horologio oscillatorio*, Pascals Werke, und Gregorius von **St. Vincent** Schriften ihm auf einmal den Verstand aufgeklärt und ihm Einsichten verschaft hätten, die ihn selbst und alle in Erstaunen gesetzt, welche wußten, wie wenig geübt er noch darinn war; daß ihm so gleich eine so grosse Menge Aufgaben eingefallen wären, die nichts anders als Folgerungen seiner neuen Methode seyen, und davon er seitdem in des Gregory, **Barrows**

und einiger andrer Schriften einen Theil gefunden; daß er endlich zu den entlegensten und fruchtbarsten Quellen gekommen, und der Analyse Sachen unterworfen, die ihr vorher niemals unterworfen gewesen waren. Es ist sein Calcul, von dem er redet. Warum hätte er in dieser Geschichte, die so aufrichtig, von aller Eitelkeit so frey zu seyn scheint, dem Herrn Neuton keinen Platz einräumen sollen. Es ist natürlicher zu glauben, daß er das, was er im Jahre 1672. von ihm hatte sehen können, nicht so genau verstanden, als man ihm beschuldigt, weil er noch kein grosser Geometer war.

In der *Theoria motus abstracti* die er 1671. der Akademie zuschrieb, und ehe er noch etwas vom Herrn Neuton gesehen hatte, nimmt er schon unendlich kleine Dinge an, davon das eine grösser ist, als das andre. Dieß ist einer von den Schlüsseln des Systems, und dieser Grundsatz konnte unter seinen Händen nicht unfruchtbar bleiben.

Als der Calcul des Herrn von Leibnitz im Jahr 1684. erschien; so entzog ihm kein Mensch denselben. Herr Neuton selbst bemächtigte sich desselben in seinem vortreflichen Buche, das 1687. erschien, nicht wieder. Er ist zwar so großmüthig, daß er sich ihn nachher

her nicht wieder angemaßt, aber seine Freunde, die eifriger auf sein Bestes bedacht waren, hätten doch seine Stelle vertreten können, wie sie nachher gethan. In allen leipziger *Actis* ist der Herr von Leibnitz in dem richtigsten und ununterbrochensten Besitz der Erfindung der Differentialrechnung. Er erkläret darinn so gar, daß die Herrn Bernoulli dieselbe so glücklich bearbeitet hätten, daß sie ihnen sowohl als ihm selbst eigen geworden wäre. In diesem Stücke handelt er ja als ein Eigenthümer und in gewissen Betracht als der vornehmste Besitzer.

Man bemerkt bey dem Herrn von Leibnitz nicht die mindeste Eifersucht; Er muntert Jedermann zum Arbeiten auf; Er macht sich Mitwerber, wo er nur immer kann; Er theilet nicht solche Lobsprüche mit einer niedrigen Behutsamkeit aus, die zu viel zu sagen befürchten liessen; Andrer Verdienste verursachen ihm vielmehr Vergnügen: Alles dieß ist sonst nicht die Eigenschaft eines gelehrten Diebes. Man hat diesen Verdacht auch bey keiner andern Gelegenheit auf ihn geworfen. Sollte er sich dieß einzige mahl selbst hintergangen, und dem Helden im Machiavell nachgeahmt haben, der vollkommen tugendhaft ist, bis es auf eine Krone ankommt. — Die Schönheit des Systems der unend-

lich kleinen Dinge rechtfertigt diese Vergleichung.

Endlich hat er es dem Zeugniß des Herrn Neutons und dem Urtheil der königlichen Societät mit grosser Zuversicht überlassen. Würde er dieß gewagt haben?

Doch dieß sind nichts anders als Vermuthungen, die gegen würkliche Beweise — die Probe nicht aushalten. Ein Geschichtschreiber darf nichts entscheiden, vielweniger darf ich es. Atticus nahm sich wohl in Acht, daß er sich nicht für den Cäsar oder Pompejus erklärte!

Ich muß hier noch einen besondern Umstand berühren. Ist der Herr von Leibnitz nicht von seiner Seite so gut als Herr Neuton der Erfinder des Systems von den unendlich kleinen Dingen; so fehlt doch sehr wenig daran. Er hat die Unendlichkeit der Ordnung der unendlich kleinen Dinge, da immer eins unendlich kleiner ist, als das andre, und zwar nach aller geometrischen Strenge gekannt, und die größten Geometers haben diese Idee nach aller dieser Strenge angenommen. Doch scheinet es, als ob er sich hernach selbst darüber erschrocken und geglaubt habe, daß diese verschiedene Ordnungen der

unendlich kleinen Dinge wegen ihrer ausserordentlichen Ungleichheit nichts anders als unvergleichliche Grössen wären, wie z. B. ein Sandkorn und der Erdball, die Erde und die Sphäre, welche die Planeten in sich faßt u. s. w. seyn würden. Dieß würde nun bloß eine grosse, nicht aber unendliche Ungleichheit seyn, wie sie in diesem System angegeben wird. Selbst dieienigen, welche es von ihm genommen, haben diese Milderung nicht beybehalten. Sie würde alles verdorben haben. Ein Baumeister hat ein so kühnes Gebäude aufgeführt, daß er sich selbst nicht untersteht es zu bewohnen: und doch finden sich Leute, die mehr Zutrauen zu dessen Festigkeit haben, die ohne Furcht und so gar ohne Unglücksfälle darinn wohnen. Diese Milderung war aber vielleicht nur eine Gefälligkeit gegen dieienigen, deren Einbildungskraft sich dagegen empört haben würde. Kann er die Wahrheit in der Geometrie mildern: was wird nicht in andern Materien geschehen!

Er hatte ein grosses Werk von der Wissenschaft des **Unendlichen** unternommen. Dieß war die erhabenste Geometrie, der *Calculus integralis* mit dem *differentiali* verbunden. Wahrscheinlicher Weise bestimmte er hierinn seine Begriffe von der Natur des Unendlichen und den verschiedenen Ordnun-

gen desselben. Wenn es ihm aber gleich auch nicht möglich gewesen wäre, ausdrücklich die beste Parthey zu erwählen; so würde man doch die Einsichten, die man von ihm erhielt, seinem Ansehen vorgezogen haben. Es ist ein beträchtlicher Verlust für die Mathematik, daß dieß Werk nicht vollendet worden ist. Das Schwerste scheinet zwar fertig zu seyn: Er hat eine grosse Laufbahn eröfnet; aber er hätte darauf entweder selbst Führer seyn, oder neue Wege zeigen können.

Von dieser hohen Theorie stieg er oft zur Erfahrung herab. Dazu trieb ihn seine Liebe zum allgemeinen Wohl an. Er hatte nachgedacht, wie man die Fuhrwerke und Kutschen leichter und bequemer machen könnte. Und daher nahm ein gewisser Doktor — der ihm Schuld gab, daß er seinetwegen von dem Churfürsten zu Hanover kein Gnadengehalt bekäme — Gelegenheit, ihm in einer öffentlichen Schrift aufzubürden: er habe einen Wagen wollen verfertigen lassen, der in 24. Stunden die Reise von Hanover nach Amsterdam thun sollte. Ein übel ausgedachter Spott! der vielmehr zur Ehre desienigen gereichen mußte, den er angrif, wenn es nicht unwidersprechlicher Unsinn war.

Er hatte eine Windmühle in Vorschlag gebracht, um das Wasser aus den tiefsten Graben zu schöpfen, und viel an diese Maschiene gearbeitet. Aber die Arbeitsleute hatten ihre Ursachen, warum sie den Fortgang durch alle mögliche Kunstgriffe verhinderten. Sie waren listiger als er: und es gelang ihnen. —

Unter seinen mehr merkwürdigen als nützlichen Erfindungen, muß man eine Rechenmaschiene setzen, die von der des Pascal verschieden ist. Er hat daran zu wiederholten malen sein ganzes Leben hindurch gearbeitet. Er hat sie erst kurz vor seinem Tode völlig zu Stande gebracht, und viel Kosten darauf verwendet.

Er war auch ein Metaphysikus; und es war fast unmöglich, daß ers nicht seyn mußte, denn sein Verstand war zu allgemein. Ich nenne ihn nicht nur allgemein; weil er sich auf alles legte, sondern auch, weil er überall die erhabensten und allgemeinsten Grundsätze annahm. Und dieß ist das Charakteristische der Metaphysik. Er war Willens, diese Wissenschaft von neuen zu bearbeiten, und hatte nach seiner Gewohnheit schon hier und da verschiedene Stücke bekannt gemacht.

Sei-

Seine grossen Grundsätze waren, daß nichts ohne zureichenden Grund existirt oder geschiehet; daß die Veränderungen nicht plötzlich und durch einen Sprung entstünden, sondern stufenweise und nach und nach, wie in der Folge der Zahlen oder in krummen Linien; daß in der ganzen Welt — wie wir schon gesagt haben — das Beste immer mit dem Grössesten, oder, welches einerley ist, die Gesetze der Schicklichkeit mit den nothwendigen oder geometrischen Gesetzen vermischt wären. Diese so edle und scheinbare Grundsätze, sind nicht so leicht anzuwenden. Denn sobald man die strenge und unbedingte Nothwendigkeit nicht annimmt, die in der Metaphysik eben nicht gemein ist; — so dürfte wohl das **Zureichende**, das **Schickliche**, eine Stufe oder ein **Sprung** etwas sehr willkührliches seyn, und man muß sich hüten, daß das Bedürfniß des Systems es nicht entscheiden darf.

Seine Erklärungsart der Vereinigung der Seele mit dem Körper, durch eine **vorherbestimmte Harmonie** war in einer Materie, wo die Philosophie das Aeusserste versucht zu haben schien, etwas ganz unerwartetes und unverhoftes. Die Philosophen sowohl, als der gemeine Mann, hatten geglaubt, daß die Seele und der Körper würk-

lich

lich und physikalisch auf einander würkten. Cartesius kam und bewieß, daß ihre Natur diese Art der würklichen Gemeinschaft nicht zuliesse, und daß sie nur scheinbar seyn könnte; Gott selbst aber der Mittler dabey wäre. Man glaubte, diese beyden Systeme wären nur möglich. Der Herr von Leibnitz dachte aber noch ein drittes aus.

Eine Seele muß an und für sich selbst eine gewisse Folge von Gedanken, Begierden und Willen haben. Ein Körper, der bloß Maschiene ist, muß an und für sich selbst eine gewisse Folge von Bewegungen haben, die durch die Verbindung seiner maschienenmässigen Einrichtung mit den Eindrücken der äussern Körper bestimmt werden müssen. Findet sich eine Seele und ein Körper so, daß die ganze Folge des Willens der Seele an einer Seite, und an der andern die ganze Folge der Bewegungen des Körpers sich genau entsprechen, und daß z. B. in dem Augenblicke, da die Seele an irgend einen Ort hingehen will, die beyden Füsse des Körpers sich maschienenmässig nach der Seite hin bewegen; — so werden diese Seele und dieser Körper ein Verhältniß mit einander haben, nicht durch eine reelle Würkung des einen in das andre, sondern durch die beständige Uebereinstimmung der beyderseitigen besondern

Wür=

Würkungen. Gott wird also die Seele und den Körper, die schon bey ihrer Vereinigung diese vorhergehende Uebereinstimmung oder vorherbestimmte Harmonie unter einander gehabt, zusammengesetzt haben. Und dieß muß man von allen Seelen und Körpern sagen, die iemals mit einander vereinigt gewesen, oder noch vereinigt werden sollen. –

Dieß System giebt eine bewundernswürdige Idee von dem unendlichen Verstande des Schöpfers. Allein, vielleicht macht es ihn zu erhaben für unsre Fassung. Es hat seinem Urheber allezeit vollkommne Gnüge gethan, doch hat es bis itzt noch nicht so viel Glück gehabt, als des Cartesius seines, und es scheint es auch künftig nicht zu erhalten. Wenn beyde Systeme die Einwürfe nicht aushalten könnten; so müßte man — welches den Philosophen Ueberwindung kosten würde — sich nicht mehr mit der Vereinigung des Körpers mit der Seele quälen. Cartesius und der Herr von Leibnitz würden sie entschuldigen, wenn sie diesem Geheimnisse nicht weiter nachspürten —

Der Herr von Leibnitz hatte auch in der Metaphysik noch viele ganz eigne Gedanken. Er glaubte, z. B., es gebe überall einfache Substanzen, die er **Monaden** oder **Einheiten** nann-

nannte, die das Leben, die Seelen, die Geister sind, die Ich sagen können, die nach dem Orte, wo sie sind, von dem ganzen Weltgebäude Eindrücke erhalten, die aber wegen ihrer Vielheit verwirrt sind, oder die um fast seine eigne Worte zu gebrauchen, Spiegel sind, worauf die ganze Welt ihre Strahlen wirft, nachdem sie demselben dargestellt sind. Dadurch erklärt er die Empfindungen. Eine Monade ist um soviel vollkommner, ie deutlicher ihre Empfindungen sind. Die Monaden, welche die menschlichen Seelen sind, sind nicht nur Spiegel der ganzen Schöpfung, sondern auch Spiegel, oder Ebenbilder Gottes selbst; und wie sie vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten in eine Art von Gemeinschaft mit ihm treten, werden sie Mitglieder der Stadt Gottes. Allein man thut dieser Art von Begriffen Unrecht, wenn man einige aus dem ganzen System herausnimmt, und die fürtrefliche Verkettung zerreißt, die sie aufkläret und in ihrer Stärke darstellet. Wir wollen daher nichts weiter davon sagen, und vielleicht ist das wenige, was wir gesagt haben, schon zu viel, weil es nicht alles ist. —

Man findet eine ziemlich weitläuftige Zergliederung der leibnitzischen Metaphysik in einem zu London 1717. gedruckten Buche.

Es

Es ist ein 1715. angefangner Streit zwischen ihm und dem berühmten Herrn Clarke, der erst mit dem Tode des Herrn von Leibnitz geendigt ist. Sie stritten mit einander über den Raum und die Zeit, über den **leeren Raum** und die **Atomen**, das **Natürliche** und **Uebernatürliche**, über die **Freyheit** u. s. w. Denn zum Glück für das allgemeine Wohl wurde der Streit mit Hitze geführt, und breitete sich immer weiter aus. Diese beyde gelehrte Gegner wurden immer heftiger gegen einander, und die Zuschauer, die man für grausam hielt, sind sehr zu entschuldigen, wenn sie bedauren, daß dieser Streit so bald ist geendigt worden. Man würde den Ausgang dieses Streits wegen dieser Materie gewiß gesehen haben, oder er müßte gar nicht haben geendigt werden können.

Damit wir endlich die erworbenen Eigenschaften des Herrn von Leibnitz ganz erzählen; so müssen wir noch bemerken, daß er auch ein Theologe war; nicht nur in so fern er Philosoph oder Metaphysikus war, sondern Theologe im strengsten Verstande. Er verstand die verschiedenen Theile der christlichen Theologie, die dem gemeinen Philosophen gewöhnlich ganz unbekannt sind. Er hatte sowohl die Kirchenväter als die Scholastiker sehr gelesen.

Im Jahre 1671. gab er nicht nur die beyden Theorien der abstrakten und konkreten Bewegung heraus, sondern er antwortete auch einem gelehrten Socinianer, dem **Wissowatius**, einem Neffen des Socinus, der die feinste Dialektik, worauf sich diese Sekte so sehr beruft, und die er fast mit der Muttermilch eingesogen hatte, gegen die Dreyeinigkeit brauchte. Der Herr von Leibnitz zeigte in einer Schrift unter dem Titel: *Sacro-Sancta Trinitas per noua inuenta logica defensa*, daß die gemeine Logik sehr grosse Mängel habe, daß sein Gegner, wenn er dieser folgte, einige Vortheile haben könnte, allein, daß er sie alle verlöhre, wenn man sie verbesserte, und daß die wahre Logik dem Glauben der Orthodoxen vortheilhaft wäre.

Man war von seinen Einsichten in der Theologie so überzeugt, daß, da man im Anfange dieses Jahrhunderts eine Heyrath zwischen einem hohen katholischen Regenten mit einer lutherischen Prinzessinn vorgeschlagen, er zu den Konferenzen berufen wurde, die man über die Mittel hielt, die Religion zu vereinigen. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß der Herr von Leibnitz die Standhaftigkeit dieser Prinzessinn bewunderte.

Der gelehrte Bischof von Salisbury, Herr **Burnet**, hatte, in Ansehung der Ver-

einigung der englischen Kirche mit der lutherischen gewisse Vorschläge, die von den Theologen der augspurgischen Konfession sehr wohl aufgenommen wurden, gehabt. Der Herr von Leibnitz zeigte aber, daß dieser Bischof, so geschickt er auch war, diesen Streit nicht von der rechten Seite angefangen habe, und man behauptet, der Bischof habe dieß selbst gestanden. Es ist bekannt genug, daß es hier auf die grössseste Kunst angekommen, und daß man schon ein gründlicher Theologe seyn muß, wenn man sich darinn auch nur betrügen soll.

In Paris erschien 1692. ein Buch unter dem Titel: **Von der Duldung der Religion.** Der Herr von Leibnitz behauptete sie gegen den verstorbenen Herrn Pelisson, der mit glücklichen Erfolg ein Theologe und Kontroversist geworden war. Sie stritten schriftlich und mit einer exemplarischen Höflichkeit. Des Herrn von Leibnitz natürlicher Charakter machte ihn zu dieser Duldung geneigt, welche die sanftmüthigen Herzen eingeführt wünschten, deren Gränzen sie aber hernach schwerlich würden bestimmen und den übeln Folgen vorbeugen können. So grosse Hochachtung man auch für ihn hatte; so druckte man doch alle seine Raisonnements mit königlichen Freyheiten. So

sehr verließ man sich auf Herrn Pelissons Antworten.

Das größte Werk des Herrn von Leibnitz, das in die Theologie einschlägt, ist seine 1710. gedruckte Theodicee. Man kennt die Schwürigkeiten hinlänglich, die Herr Bayle vom Ursprung des moralischen und physischen Uebels vorgebracht hatte. Der Herr von Leibnitz entschloß sich, darauf zu antworten, weil er besorgte, sie möchten auf viele Gemüther einen starken Eindruck machen.

Er fängt damit an, daß er den schon verstorbenen Herrn Bayle in den Himmel versetzt — den Bayle — dessen gefährliche Raisonnements er umstossen wollte. Er wendet folgende Verse Virgils auf ihn an:

Candidus insueti miratur limen Olympi
Sub pedibusque videt nubes et Sidera Daphnis.

Er sagt, Herr Bayle sähe itzt die Wahrheit in ihrer Quelle; eine seltene Liebe unter Theologen! die ihre Gegner sehr gerne zu verdammen pflegen. Hier sind die Grundzüge seines Systems: Gott siehet eine unendliche Menge Welten oder möglicher Weltgebäude, die alle auf die Würklichkeit Ansprüche machen. Dieienige Welt, darinn die Ver-

bindung des metaphysischen, physischen und moralischen Guten mit den entgegenstehenden Uebeln ein Bestes ausmacht, das dem geometrischen allergrössesten ähnlich ist, wird den übrigen vorgezogen. Daher rührt iedes Uebel, das zwar zugelassen, aber nicht gewünscht worden. In diesem Weltgebäude, das den Vorzug verdient hat, sind auch die Schmerzen und bösen Handlungen der Menschen eingemischt, aber in der geringsten Anzahl und mit den möglichsten guten Folgen.

Dieß wird durch eine Idee, die philosophisch, theologisch und poetisch zugleich ist, noch einleuchtender. Bey der Theodicee findet sich ein Gespräch vom Laurentius Valla, darinn er erdichtet, daß Sextus, Tarquins des Hochmüthigen Sohn, zum Apollo nach Delphis gehe, um ihn wegen seines Schicksals, um Rath zu fragen. Apollo sagt ihm vorher: er werde die Lukretia schänden.

Sextus beklagt sich über diese Prophezeihung. Apollo antwortet: es sey nicht seine Schuld, er könne nur weissagen, Jupiter habe alles eingerichtet, und bey diesem müsse er sich beklagen. Hier endigt sich das Gespräch, daraus man wohl siehet, daß Valla das Vorherwissen Gottes zum Nachtheil seiner Güte rette. Dieß ist aber des Herrn

von

von Leibnitz Meynung nicht. Er setzt des Valla Erdichtung nach seinem System fort. Sextus geht nach Dodon um sich beym Jupiter über das Verbrechen zu beklagen, dazu er bestimmt war. Jupiter antwortet ihm: er dürfte nur nicht nach Rom gehen. Allein Sextus erklärt sich deutlich, daß er die Hofnung nicht aufgeben könne, König zu werden, und geht fort. Hierauf frägt Theodor, Jupiters Oberpriester, diesen Gott: warum er dem Sextus keine andere Gesinnungen gegeben? Jupiter schickt den Theodor nach Athen, um die Minerva um Rath zu fragen. Diese zeigt ihm den Pallast der Verhängnisse, darinn die Gemählde aller möglichen Welten von der schlimmsten bis zur besten aufgestellt sind. Theodor siehet in der Besten des Sextus Verbrechen, daraus Roms Freyheit, eine an Tugenden fruchtbare Regierung, ein dem grössesten Theil des menschlichen Geschlechts nützliches Reich, u. s. w. entstehet. — Theodor hatte hierauf nichts weiter zu sagen.

Die Theodicee würde allein hinreichend seyn, den Herrn von Leibnitz in seiner ganzen Grösse darzustellen. Eine undenkbare Belesenheit, merkwürdige Anekdoten von Büchern oder Personen, eine grosse Billigkeit, und sogar Gewogenheit gegen alle angeführte

Schriftsteller, gesetzt auch, daß er sie bestreitet, erhabene und vernünftige Absichten, Raisonnements, aus denen immer ein geometrischer Kopf hervorleuchtet, eine kraftvolle Schreibart, von der das Anmuthige einer glücklichen Einbildungskraft nicht ausgeschlossen ist.

Itzt sollten wir den Herrn von Leibnitz schon erschöpft haben; aber Nein. Nicht darum, weil wir eine grosse Menge besondrer Sachen verschwiegen haben, die zur Lobschrift eines andern vielleicht allein hinlänglich gewesen wären, sondern weil noch eine Sache von ganz verschiedener Art übrig ist — ich meine, seinen Entwurf von einer philosophischen und allgemeinen Sprache.

Wilkins, Bischof von Chester, und **Dalgarme** hatten schon daran gearbeitet. Allein, so bald der Herr von Leibnitz in England gewesen war, hatte er zu den Herren **Boyle** und **Oldenburg** gesagt: er glaubte nicht, daß diese grosse Männer, schon den rechten Punkt getroffen hätten. Sie könnten es wohl dahin bringen, daß Nationen, die sich nicht verständen, leicht mit einander Umgang haben könnten: allein, sie hätten die würklichen Charaktere noch nicht erfunden, die das feinste Werkzeug wären, die der mensch-

menschliche Geist gebrauchen könnte, und die sowohl die Beurtheilungskraft als das Gedächtniß und die Erfindung der Sachen erleichtern müßten. Die Charaktere müßten, so viel als möglich, den algebraischen gleichen, die in der That sehr ungekünstelt und doch bedeutend sind, die nie etwas Ueberflüssiges oder Zweydeutiges haben, und deren Verschiedenheiten alle überdacht sind. Er hat an einem Orte von einem Alphabet der menschlichen Gedanken geredet, das er im Sinne hätte; wahrscheinlicher Weise hat sich dieß Alphabet auf seine allgemeine Sprache bezogen. Hätte er sie erfunden; so hätte man, sie mögte noch so bequem oder nützlich seyn, die Kunst erfinden müssen, verschiedene Völker zu überreden, daß sie sich derselben bedienen mögten. Und dieß wäre eben nicht leicht gewesen. Die Menschen sind sich nur darinn fast alle gleich, daß sie ihre gemeinschaftliche Vortheile verkennen.

Bisher haben wir nur das gelehrte Leben des Herrn von Leibnitz, seine Talente, seine Schriften, seine Erfindungen betrachtet. Es bleibt uns nun noch die Erzählung der Begebenheiten seines Privatlebens übrig.

Er war in der geheimen Gesellschaft der Chymisten in Nürnberg, als er von ohngefähr

fähr in dem Gasthofe am Tische den Herrn Baron von **Boineburg**, des damaligen Churfürsten von Maynz, **Johann Philipp**, Staatsminister, antraf. Dieser Herr bemerkte so gleich das Verdienst eines jungen, noch unbekannten, Menschen. Er bewegte ihn, die ansehnlichen Anerbietungen auszuschlagen, die ihm der Pfalzgraf, als eine Belohnung für das Buch des **George Ulikovius**, thun ließ, und wollte ihn durchaus an sich und seinen Herrn ziehen. Im Jahre 1668. machte ihn der Churfürst von Maynz zu einem Rathe der Revisionskammer in Maynz.

Der Herr von **Boineburg** hatte einige Angelegenheiten am französischen Hofe und überdem seinen Sohn nach Paris geschickt, der daselbst studieren, und die Ritterübungen lernen sollte. Er beredte den Herrn von Leibnitz sowohl seiner eignen Geschäfte, als der Erziehung seines Sohnes wegen, 1672. auch dahin zu gehen. Der Herr von **Boineburg** starb 1673. und der Herr von Leibnitz gieng hierauf nach England, wo er bald nachher den Tod des Churfürsten von Maynz auch erfuhr, der den Anfang seines Glücks völlig umstürzte. Aber der Herzog von Braunschweig Lüneburg eilte, ihn zu sich zu rufen, weil er noch keinen andern Antrag

ange=

angenommen hatte. Er schrieb einen sehr gnädigen Brief an ihn, der ihm zu erkennen gab, daß man ihn schon sehr gut kannte. Dieß ist für verdienstvolle Männer das süsseste und seltenste Vergnügen. Er nahm die Stelle eines Raths und die ihm angetragene Pension mit aller Freude und der schuldigsten Erkenntlichkeit an.

Indessen reisete er nicht sogleich nach Deutschland. Er bekam noch einmal Erlaubniß nach Paris zu gehen, das er auf seiner ersten Reise noch nicht ganz kennen gelernt hatte. Von da gieng er noch einmal nach England, wo er sich aber nicht lange aufhielt, und endlich fand er sich im Jahre 1676. bey dem Herzoge **Johann Friederich** ein. Er stand bey ihm in solchen Ansehen, daß es vielleicht mehr zur Ehre dieses Fürsten als des Herrn von Leibnitz gereicht.

Drey Jahre nachher verlohr er diesen grossen Beschützer, dem der Herzog Ernst August, damaliger Bischof von Osnabrück nachfolgete. Er wurde diesem neuen Herrn zu Theil, der ihn eben so gut kannte, als der vorige. Auf Vorschlag und Befehl dieses Fürsten unternahm er die braunschweigische Historie, und trat 1687. die dazu nöthigen Reisen an. Der Churfürst Ernst

August machte ihn 1696. zu seinem geheimen Justizrath. In Deutschland glaubt man nicht, daß die Gelehrten zu solchen Aemtern unfähig sind.

Im Jahre 1699. wurde er an der Spitze der zur pariser Akademie erwählten auswärtigen Mitglieder ernennt. Es hatte nur an ihm gelegen, daß er nicht eher, und zwar mit einer Pension darein gekommen war. Wie er in Paris war, wollte man ihn unter sehr vortheilhaften Bedingungen darinn aufnehmen, wenn er katholisch werden wollte. So tolerant er aber auch war; so verwarf er doch durchaus diese Bedingung.

Da er eine ausserordentliche Neigung zu den Wissenschaften hatte; so wollte er ihnen nicht nur wegen seiner Entdeckungen, sondern auch wegen des grossen Ansehens, worinn er stand, nützlich seyn. Er that dem Churfürsten von Brandenburg den Vorschlag, eine Akademie der Wissenschaften zu errichten, welches auch im Jahre 1700. nach dem Plane, den er dazu entworfen hatte, völlig zu Stande kam. Im folgenden Jahre, wurde dieser Churfürst **König von Preussen**; und so entstand dieß neue Königreich und die neue Akademie fast zu einer Zeit. Diese Societät schloß, nach dem Genie ihres Stifters, ausser

der

der Physik und Mathematik, auch die geistliche und weltliche Historie und Alterthümer in sich. Leibnitz war beständiger Präsident dieser Societät, und Niemand war darüber neidisch.

Im Jahre 1710. erschien ein Band von der berlinschen Akademie unter dem Titel: *Miscellanea Berolinensia.*

Der Herr von Leibnitz zeigt sich darinnen an verschiedenen Orten fast unter allen seinen Gestalten: als Geschichtschreiber, Antiquar, Etymologist, Physikus und Mathematikus, ja auch wegen der sehr schönen vorangesetzten Zuschrift an den König als Redner. Es fehlt nur der Jurist und Theologe darinn, und auch von dieser Seite würde er sich gezeigt haben, wenn die Einrichtung seiner Akademie es ihm erlaubt hätte.

Er hatte eben dieselbe Absichten bey den Staaten des Königs von Pohlen, Churfürsten zu Sachsen. Denn er wollte zu Dreßden eine Akademie errichten, die mit der zu Berlin in Gemeinschaft stände. Allein die pohlnischen Unruhen benahmen ihm alle Hofnung eines glücklichen Ausgangs.

Im Jahre 1711. öfnete sich ihm dagegen ein viel weiteres Feld, welches bisher noch

nicht

nicht bearbeitet war. Der Czar — der auf die grössesten und edelsten Gedanken gekommen war, die irgend einem Monarchen einfallen können, nemlich, seine Unterthanen aus der Barbarey zu ziehen, und bey ihnen die Künste und Wissenschaften einzuführen — gieng nach Torgau, wegen der Vermählung seines ältesten Sohnes mit der Prinzessinn Charlotte Christine, und unterhielt sich oft mit dem Herrn von Leibnitz von seinem Proiekt, und fragte ihn um Rath. Dieser Weise war recht so beschaffen, als der Monarch ihn zu finden verdiente.

Der Czar machte dem Herrn von Leibnitz ein prächtiges Geschenk, und begnadigte ihn mit dem Titel eines geheimen Justitzraths mit einer ansehnlichen Pension. Aber noch rühmlicher für ihn ist: daß die Geschichte der Einführung der Wissenschaften in Moskau ihn nie vergessen und sein Name auf den des Czar folgen wird. — Es ist ein seltenes Glück für einen ietzigen Weisen, wenn er ein Gesetzgeber der Barbaren wird. Die, welche es in den ersten Zeiten gewesen sind, waren die wunderthätigen Sänger, welche die Felsen an sich zogen, und mit der Leyer Städte erbaueten. Herr von Leibnitz würde damals gewiß durch die Fabel in einen Orpheus oder Amphion verwandelt worden seyn.

Kein Glück bleibt sich immer gleich. Der König von Preussen starb im Jahre 1713. und da der Geschmack des folgenden Königs ganz kriegerisch war; so stand der Akademie zu Berlin ein naher Fall bevor. Herr von Leibnitz dachte darauf, den Wissenschaften einen sichern Sitz zu verschaffen, und wandte sich an den kayserlichen Hof. Er fand daselbst den Prinz Eugen, der, ohngeachtet er ein grosser Feldherr und vieler Siege wegen berühmt war, dennoch die Wissenschaften liebte, und mit seinem ganzen Ansehen die Absichten des Herrn von Leibnitz begünstigte. Aber die Pest, welche nach Wien kam, vernichtete alle Anstalten, die er, um hier eine Akademie zu errichten, gemacht hatte. Er hatte nichts als eine hinlängliche Pension vom Kayser, mit sehr vortheilhaften Anerbietungen, wenn er an seinem Hofe bleiben würde. Denn von der Zeit der Krönung dieses Prinzen an hatte er schon den Titel eines kayserlichen Hofraths gehabt.

Er war noch im Jahre 1714. zu Wien, als die Königinn Anna starb, auf welche der Churfürst von Hanover folgte, der unter seiner Regierung ein Churfürstenthum, drey Königreiche von Großbrittannien, den Herrn **von Leibnitz** und Herrn **Neuton** vereinigte. Der Herr von Leibnitz gieng nach Hanover, allein

allein er fand den König nicht mehr da, und er war schon zu alt, als daß er ihm nach England hätte folgen können. Er zeigte seinen Eifer für den König viel nützlicher dadurch, daß er auf einige Schmähschriften, welche wider Sr. Majestät herausgekommen waren, antwortete.

Der König von England kam wieder nach Deutschland zurück, wo Herr von Leibnitz das Vergnügen hatte, ihn als König zu sehen. Von dieser Zeit an nahm seine Gesundheit täglich ab; er war mit der Gicht geplagt, die ihn sehr oft anfiel. Sie trat ihm in die Schultern; und man vermuthet, daß ein gewisser besondrer Trunk — den er in einem heftigen Anfalle nahm, der ihn nicht wieder verließ — ihm die Konvulsionen und ausserordentliche Schmerzen verursachet, woran er in einer Stunde den 14. November 1716. starb. In den letzten Augenblicken, da er noch reden konnte, sprach er von der Art, wie der berüchtige **Furtenbach** einen eisernen Nagel in Gold verwandelt hätte.

Der gelehrte Herr **Eckard**, der bey dem Herrn von Leibnitz neunzehn Jahre gelebt, ihn bey seinen historischen Werken unterstützt hatte, und den der König von England zuletzt zum Geschichtschreiber seines Hauses und Aufse-

her

her seiner Bibliothek zu Hanover erwählt hat, sorgte dafür, ihm ein ansehnliches Begräbniß oder vielmehr Leichengepränge zu geben. Der ganze Hof wurde dazu eingeladen; aber Niemand erschien. Herr Eckard sagt, daß er darüber sehr erstaunt sey: allein die Hofleute haben in diesem Stücke nicht mehr gethan, als ihre Pflicht war. Der Verstorbene hinterließ Niemand, den sie zu ehren hatten, und sie würden diese letzte Pflicht bloß den Verdiensten haben leisten müssen. —

Herr von Leibnitz hat sich nie verheyrathet. Er war zwar im funfzigsten Jahre willens, es zu thun: allein die Person, zu der er Neigung hatte, wollte Bedenkzeit haben. Dieß bewegte Leibnitzen, sich auch zu bedenken, und so verheyrathete er sich nachher nicht.

Er war von starker Leibesbeschaffenheit. Er ist nie krank gewesen, ausgenommen, daß ihn der Schwindel und die Gicht oft beschwerten. Er aß viel, und trank wenig, wenn man ihn nicht dazu nöthigte, und niemals Wein ohne Wasser. Zu Hause war er ganz sein eigner Herr, denn er aß ganz allein. Er speisete nicht zu einer gesetzten Zeit, sondern alsdenn, wenn er mit seinem Studieren fertig war; er ließ auch nichts bey sich kochen, sondern schickte zu einem Traiteur und ließ

holen,

holen, was da war. Seit dem er mit der Gicht geplagt war, aß er des Mittags nur etwas Milch; aber des Abends aß er viel, und legte sich alsdenn nach ein oder zwey Uhr des Nachts zu Bette. Oft schlief er nur im Sitzen auf einem Stuhle, und wachte des Morgens um sieben oder acht Uhr wieder auf, und war ganz munter. Er studierte ununterbrochen, und stand oft ganze Monathe nie vom Stuhle auf; eine sehr gute Sache, wenn man mit seiner Arbeit fortkommen will, die aber der Gesundheit sehr schädlich ist. Man glaubt auch, daß dieß viele Sitzen ihm einen Fluß am rechten Fusse mit einer ofnen Wunde zugezogen habe. Er wollte sich hierbey nach seiner Art helfen, denn er fragte wenig die Medicos um Rath, und es kam so weit mit ihm, daß er gar nicht mehr gehen und ausser dem Bette seyn konnte.

Er machte sich aus allem, was er laß, Auszüge, und fügte diesen seine eigne Reflexionen bey; nachher legte er denn alles bey Seite und sah es nicht mehr an. Sein fürtrefliches Gedächtniß, vergaß nichts — wie gemeiniglich — von dem, was er geschrieben hatte; sondern es bedurfte nur dieser Schrift, um es sich desto besser einzuprägen. Er war allezeit bereit, auf alle Arten von Materien zu antworten. Und der König von

England nannte ihn sein **lebendiges Wörterbuch.**

Er unterhielt sich gerne mit allerhand Arten von Leuten, als Hofleuten, Handwerksleuten, Bauern, Soldaten u. s. w. Es giebt so leichte keinen Unwissenden, von dem nicht auch der Gelehrte etwas lernen könnte, und der Gelehrte unterrichtet sich noch selbst, wenn er den Unwissenden recht betrachten kann. Er unterhielt sich auch oft mit dem Frauenzimmer; und er hielt die Zeit gar nicht für verlohren, die er in ihren Gesellschaften zubrachte. Er ließ in ihrem Umgange den Charakter eines Weisen und Philosophen gar nicht blicken, welche sich doch nicht verleugnen lassen, und davon die Frauenzimmer auch die geringste Spur mit vielem Mißfallen entdecken würden. Diese Geschicklichkeit, sich mit allen abzugeben, machte ihn bey Jedermann beliebt. Ein berühmter Gelehrter, der gefällig und gesellig ist, ist gleichsam ein Prinz, der diese Eigenschaften auch besitzt; doch hat dieser noch immer vieles voraus.

Der Herr von Leibnitz hatte einen sehr grossen Briefwechsel. Es war ihm überaus angenehm, wenn er an Arbeiten oder Projekten aller Gelehrten in Europa Antheil nehmen konnte; er gab ihnen Absichten an, munterte sie auf, und war ihnen selbst ein

Beyspiel. Wer an ihn geschrieben hatte — und wenn auch nur die Ehre der Zweck war, an ihn geschrieben zu haben — konnte sicher auf eine Antwort hoffen. Es ist unmöglich, daß ihm seine Briefe nicht einen beträchtlichen Theil seiner Zeit sollten weggenommen haben. Allein es freuete ihn eben so sehr, wenn er an dem Nutzen und der Ehre eines andern arbeitete, als wenn er sein eigen Bestes besorgte.

Er war immer bey guter Laune; und wozu nutzt es auch sonst ein Philosoph zu seyn? — Man hat ihn aber bey dem Tode des verstorbenen Königs von Preussen und der Churfürstinn Sophie sehr traurig gesehen. Der Schmerz eines solchen Mannes ist gewiß die schönste Leichenrede!

Er gerieth leicht in Zorn; aber er kam bald wieder zu sich. Seine erste Bewegungen vertrugen von keiner Sache das geringste Widersprechen, wohl aber die andern, und diese zweyte Bewegungen sind in der That die einzigen, wovon man Merkmale übrig hat, und die ihm zum ewigen Ruhm gereichen.

Man beschuldigt ihn, daß er bloß ein grosser und strenger Beobachter des Naturgesetzes gewesen sey. Seine Geistlichen haben

ben ihm dieß öffentlich, wiewohl vergebens, vorgeworfen.

Man beschuldigt ihn auch, daß er das Geld geliebt habe. Er hatte sehr beträchtliche Einkünfte an Pensionen vom Herzoge von Wolfenbüttel, vom Könige von England, vom Kayser, und vom Czar, und lebte immer ziemlich schlecht. Aber ein Philosoph kann sich, wenn er gleich reich wird, dem unnützen und kostbaren Aufwande, den er verachtet, nicht ergeben. Ueberdem bekümmerte sich der Herr von Leibnitz wenig um seine häusliche Angelegenheiten, sondern überließ sie ganz seinen Bedienten, und diese Nachlässigkeit kostete ihm freylich viel. Indessen war doch die Einnahme immer grösser, und man fand nach seinem Tode, eine grosse Summe Geldes, welche er versteckt hatte. Dieß waren Revenuen von zwey Jahren. Dieser Schatz hatte ihm, wie er einem seiner Freunde gestanden, während seines Lebens grosse Unruhen gemacht, aber der Frau seines Schwestersohns und einzigen Erben, der ein Dorfprediger nahe bey Leipzig war, kam er noch höher zu stehen. Diese Frau war so sehr erfreuet als sie so viel Geld sahe, das ihr allein zufiel, daß sie plötzlich darüber starb.

Herr Eckard verspricht ein vollständiges Leben des Herrn von Leibnitz. Diesen Entwurf hat man auch seinen Nachrichten zu danken, welche er mir mitzutheilen die Gütigkeit gehabt hat! Er wird in einem Bande alle gedruckte Piecen dieses grossen Mannes, die an so vielen Orten zerstreuet sind, sie mögen auch seyn von welcher Art sie wollen, sammlen. Dieß wird, so zu sagen, eine Auferstehung eines Körpers seyn, dessen Glieder ungemein zerstreuet gewesen, und alles dieß, wird durch diese Wiedervereinigung ein neues Leben erhalten. Ueberdem wird Herr Eckard auch alle hinterlassene Werke, die fertig sind, herausgeben, und dann noch *Leibnitiana*, welches das Merkwürdigste dieser Sammlung ausmachen wird. Endlich wird er auch die Braunschweigische Geschichte fortsetzen, wovon Leibnitz nur dasienige gemacht hat, was seit der Regierung **Karls des Grossen** bis ins Jahr 1005. vorgefallen ist. Man verlängert das Leben grosser Männer, wenn man ihre Unternehmungen würdig fortsetzt!

Geist

Geist
des Herrn von Leibnitz
oder
auserlesene Gedanken
über
die Religion, Moral, Historie u. s. w.

Atheismus.

Theil 5. S. 344. *epistola I. ad Spizelium.*

Es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten alle ihre Kräfte vereinigten, um das Ungeheuer des Atheismus zu vertilgen, und nicht zugäben, daß sich ein Uebel, das nichts geringers, als eine allgemeine Anarchie und die Zerrüttung der Gesellschaft zum Zwecke hat, unter ihnen weiter ausbreitete. — — In England ist eine Apologie des menschlichen Geschlechts gegen die Beschuldigung des Athe-

Atheismus erschienen. Ihr Verfasser, Herr Fabricius, behauptet darinn, daß es nie eine würklich atheistische Nation gegeben habe. Ich bin völlig überzeugt, daß er Recht hat.

Fanatische Atheisten.

Theil 5. S. 55.

Der Lord Schaftsbury hat Recht, wenn er sagt, daß der Enthusiasmus weiter geht als man denkt, und daß es so gar fanatische Atheisten giebt; denn sie können eben so wohl, als Andre, Einbildungen oder närrische Träume haben. Man kann auf der einen Seite ungläubig, auf der andern, leichtgläubig seyn, wie ein gewisser Herr **Dü Son**, ein geschickter Künstler des Churfürsten von der Pfalz, Karl Ludwigs, der die Prophezeihungen des **Nostradamus**, die Weissagungen der Bibel aber nicht glaubte. So nahm auch ein Jude in den Niederlanden von dem ganzen N. T. nur die Offenbahrung Johannis an, weil er in derselben den Stein der Weisen zu finden glaubte.

Ursprung des Materialismus.

Theil 1. S. 5. *Confessio fidei contra Atheistas.*

Der unsterbliche **Baco** hat sich sehr schön ausgedrückt, wenn er behauptet, daß uns die

Philosophie — wenn man sie nur obenhin studiert — von Gott entfernt; daß sie uns aber zu ihm führt, wenn man tiefer in dieselbe eindringt. Man kann diesen Satz durch unser Jahrhundert bestätigen, das an Gelehrten eben so fruchtbar ist, als an Gottesvergessenen. Denn, nachdem die mathematischen Wissenschaften mehr als in vorigen Zeiten sind getrieben worden; nachdem die Chymie und Anatomie unsre Bemühungen, in das Innre der Körper einzudringen, befördert hatten; schien es sogleich, als ob man durch ihre Figur und Bewegung einen mechanischen Grund von den meisten Würkungen angeben könnte, bey deren Erklärung die Alten zu Gott allein ihre Zuflucht nahmen, oder, ich weiß nicht, zu was für unkörperlichen Eigenschaften; sogleich versuchten einige vernünftige Männer, ob sie nicht, ohne das Daseyn eines Gottes anzunehmen, und ohne seine Mitwürkung, in ihren Raisonnements die Phönomene der Natur, oder alles was wir an den Körpern wahrnehmen, erklären könnten. Dieser Versuch schien ihnen, bis auf einen gewissen Punkt, zu gelingen. Sie entdeckten ferner mit eben so vieler Uebereilung als Vertrauen, (vermuthlich waren sie nicht bis auf den Grund und die ersten Ursachen zurückgegangen) daß die natürliche Vernunft ihnen keinen Beweiß vom Daseyn Gottes und der

Unsterblichkeit der Seele gäbe; sondern daß man beydes auf den Bericht der Geschichtschreiber oder Befehl des Oberherrn glauben müßte. Dieß war die Meynung des Hobbesius, eines sehr scharfsinnigen Schriftstellers, dessen Namen man wegen seiner fürtreflichen Werke, billig mit Stillschweigen übergehen sollte, wenn man nicht dem Mißbrauche zuvor kommen müßte, den man von seiner Authorität machen könnte, und es wäre zu wünschen, daß andre, die noch weiter giengen, und so gar das Ansehen der Schrift und den Glauben der Geschichte zweifelhaft machten, nicht offenbar versucht hätten, die Welt ganz atheistisch zu machen.

Immer habe ich mit Unwillen angesehen, daß man die Einsichten des menschlichen Geistes zur Verblendung seiner selbst mißbraucht. Ich habe daher mit desto mehr Eifer richtigen Grundsätzen nachgeforscht, mit ie mehr Ungeduld ich zugab, daß gewisse Neuerer aufstanden, die mir durch ihre Spitzfindigkeiten das grösseste Gut dieses Lebens — die Gewisheit einer ewigen Fortdauer meiner Seele und die Hofnung, daß ein unendlich gütiger Gott endlich die Tugend und Unschuld belohnen werde — rauben wollten.

Das Daseyn
einer unmateriellen ersten Ursache.

Th. 1. S. 6. *Confessio fidei contra Atheistas.*

Ich will alle Vorurtheile bey Seite setzen, noch mich durch das Ansehen der Schrift und der Geschichte einnehmen lassen. Und so will ich im Geiste die Körper durchdringen und versuchen, ob man nicht von den Erscheinungen, die sie unsern Sinnen darstellen, einen Grund angeben könne, ohne zu der Voraussetzung einer unmateriellen Ursach seine Zuflucht zu nehmen.

Ich fange damit an, daß ich die Meynung der neuern Philosophen annehme, welche Demokrits und Epikurs Philosophie von neuen vertheidigt haben, und welche Bayle sehr schicklich korpuskulaire Philosophen nennet, dahin gehören nemlich Galiläus, Baco, Gassendi, Cartesius, Hobbesius und Digbi; Ich bin mit ihnen einig, sage ich, daß man nicht ohne die dringendeste Noth zu Gott, zu einer unkörperlichen Eigenschaft oder Kraft, oder zu irgend einer andern Ursach seine Zuflucht nehmen darf, wenn es darauf ankommt, den Grund von den Erscheinungen der Körper anzugeben;

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

daß man aber alle diese Erscheinungen, so viel man immer kann, aus der Natur der Körper und ihren ersten Eigenschaften, der Grösse, der Gestalt, der Bewegung herleiten muß.

Aber wie? wenn ich beweise, daß man den Ursprung dieser ersten Eigenschaften selbst in der Natur des Körpers nicht finden kann. Dann werden unsere Naturalisten, hoffe ich, gestehen müssen, daß die Körper sich selbst nicht genugsam sind, und daß sie nicht würklich vorhanden seyn können, wenn nicht eine unmaterielle Ursach ihre Existenz bestimmt. Dieß will ich deutlich und gerade zu beweisen.

Ist es nicht ganz klar, daß sich diese Eigenschaften nicht in, sich selbst überlassenen, Körpern befinden können, wenn man sie nicht aus der Natur eines Körpers herleiten kann, weil der Grund einer ieden Modifikation und einer ieden Art des Seyns in einer Sache, entweder aus der Sache selbst oder aus einer ausser derselben befindlichen Ursache hergeleitet werden muß? Man erklärt den Körper als etwas, das in einem Raum existirt. Alle Menschen nennen würklich das, was in einem

gewis=

gewissen Raum eingeschlossen ist, einen Körper; und es giebt auch keinen Körper, der nicht in einem gewissen Raum enthalten wäre. Diese Definition ist aus zwey Worten, Raum und Existenz zusammengesetzt.

Aus dem Worte **Raum** entstehet im Körper die Grösse und die Gestalt; denn ein Körper hat im genauesten Verstande eben die Grösse und Gestalt, als der Raum, den er erfüllet. Ich frage nun, warum ein Körper vielmehr diesen Raum und von dieser Ausdehnung einnehme und nicht von einer andern? Warum er, zum Beyspiel, drey Fuß anstatt zwey Fuß habe? Warum er viereckigt, anstatt rund ist? — Man kann davon keinen Grund angeben, der sich aus der Natur des Körpers herleiten läßt. Denn die Materie ist an und für sich selbst gegen jede Art der Gestalt gleichgültig, und hat nicht mehr Bestimmung zur viereckigten Figur als zur runden. Man kann nicht anders als auf eine von diesen beyden Arten antworten, wenn man sich nicht an eine unkörperliche Ursache halten will, daß der erwähnte Körper entweder von Ewigkeit her viereckigt gewesen ist, oder daß er es durch die Gewalt eines andern geworden. Nimmt man das erste an; so giebt man dadurch den gefoderten Grund nicht. Denn warum hätte er nicht von Ewigkeit her kön=

können rund seyn? Die Ewigkeit kann man gar nicht als den Grund irgend einer Sache anführen. Sagt man das zweyte; so frage ich, warum hatte er vor der Würkung eines andern Körpers auf ihn diese oder iene Gestalt? und wenn man, um einen Grund anzuführen, wiederum die Würkung eines andern Körpers annimmt und so bis ins Unendliche fortgehet; so wird iede Antwort eine neue Frage bey sich führen: und man wird immer Gelegenheit haben, die Ursache von der Ursache zu fodern — und auf die Art wird man niemals einen hinreichenden Grund angeben. Es wird nun genug bewiesen seyn, daß, wenn man bloß bey der Materie der Körper stehen bleibt, man niemals den Grund angeben wird, warum sie diese Grösse und diese Gestalt haben.

Wir haben gesagt, daß die Definition des Körpers zwey Theile hätte, den **Raum** und die **Existenz im Raume**; daß aus dem ersten folgte, der Körper habe nothwendig eine gewisse, wenn gleich noch unbestimmte, Grösse und Gestalt: denn die Bewegung beziehet sich auf die Existenz in dem Raum, weil der Körper in Bewegung angenommen wird, so bald er anfängt in einem von dem Raume, den er vorher einnahm, verschiedenem zu existiren. Betrachtet man indessen die Sache aufmerksamer;

samer; so wird man sehen, daß zwar die Beweglichkeit, nicht aber die Bewegung selbst, aus der Natur des Körpers folge. Denn eben dadurch, daß ein Körper in diesem Raume ist, kann er auch in einem andern, dem ersten ähnlichen und gleichen, Raume seyn; das heißt, er kann bewegt werden, weil in einem andern Raume seyn können, so viel heißt, als den Raum verändern können, und dieses so viel ist, als bewegt werden können, weil die Bewegung nichts anders als eine Veränderung des Raums ist.

Aber die würkliche Bewegung entstehet nicht aus der Existenz des Körpers in einem Raume. Hingegen entstehet die Ruhe oder das Beharren in eben demselben Raume daraus, wenn man sich den Körper als ihm selbst überlassen, vorstellt – – Es ist also hinreichend bewiesen, daß keine bestimmte Bewegung, Gestalt und Grösse in, ihnen selbst überlassenen, Körpern existiren können.

Summarischer Beweis des Daseyns eines höchst vollkommenen Gottes.

Theodicee Th. 1. S. 486. §. 7. Lausanner Ausgabe.

Gott ist die erste Ursache aller Dinge; denn dieienigen Dinge, die ihre bestimmte Einschrän-

schränkungen haben, als z. B. alles, was wir sehen und erfahren, sind zufällig und haben nichts an sich, das ihr Daseyn nothwendig mache. Es ist offenbar, daß die Zeit, der Raum und die Materie — die mit einander vereinigt, an und für sich gleichförmig und gegen alles gleichgültig sind — ganz andre Bewegungen und Gestalten und in einer ganz andern Ordnung annehmen könnten. Man muß daher **den Grund des Daseyns der Welt** aufsuchen, welche nichts anders als der Innbegrif aller **zufälligen** Dinge ist, und zwar man muß ihn in **der Substanz aufsuchen, die den Grund ihres Daseyns in sich selbst hat,** und die folglich **nothwendig** und ewig ist. Diese Ursache muß auch **verständig** seyn; denn da diese Welt, die würklich zufällig ist, und da eine unendliche Menge andrer Welten eben sowohl möglich waren und, so zu sagen, gleiche Ansprüche auf die Existenz hatten als diese; so muß die Ursache der Welt eine gewisse Absicht oder ein Verhältniß gegen alle diese mögliche Welten gehabt haben, um die Hervorbringung der einen zu beschliessen; und diese Absicht oder Verhältniß einer würklichen Substanz auf blosse Möglichkeiten, kann nichts anders als der **Verstand** seyn, der sich dieselbe vorstellet; und eine davon zu beschliessen, kann nichts anders, als die **Handlung des Willens** seyn,

die

die wählet. Und dieß ist die Macht dieser Substanz, die den Willen würksam macht. Die Macht erstreckt sich auf das Seyn: die Weisheit oder Verstand auf das Wahre, und der Wille auf das Gute. Und diese verständige Ursache muß in allen Stücken unendlich, und an Macht, Weisheit und Güte höchst vollkommen seyn, weil sie sich auf alles mögliche erstreckt; und da alles mit einander verbunden ist, so kann nur die Annehmung einer einzigen statt finden. Ihr Verstand ist die Quelle der Wesen, und ihr Wille der Ursprung der Würklichkeiten. — Dieß ist kürzlich der Beweiß eines einzigen Gottes mit seinen Vollkommenheiten. Und dieser ist der Ursprung aller Dinge.

Das Alter des Lehrsatzes von der Unsterblichkeit der Seele.

Theil 5. S. 316. *epist.* 18. *ad Kortholtum.*

Herr **Toland** hat in einem seiner Werke behauptet, daß der Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele eine Erfindung der Egyptier wäre. Allein es ist ganz bekannt, daß die Griechen diese Unsterblichkeit schon von den ältesten Zeiten an geglaubt haben. Nach **Lukans** Zeugniß wurde sie auch von den **Druiden** in Gallien schon erkannt. Die Einwoh-

wohner Virginiens in America glauben, daß die Seelen der Verstorbenen ienseits einer Kette von hohen Gebürgen wohnten. Und wer weiß nicht, daß die Meynung der Seelenwanderung, die augenscheinlich die Unsterblichkeit der Seele voraussetzt, in Indien sehr bekannt ist? —

Gewißheit eines andern Lebens.

Neuer Versuch übern menschlichen Verstand. S. 168.

Die Gottlosen sind sehr geneigt zu glauben, daß ein anderes Leben unmöglich sey. Sie haben aber keinen andern Grund als den, daß man sich dabey einschränken müsse, was man durch die Sinne erkennt, und daß Niemand von ihrer Bekanntschaft aus der andern Welt zurückgekommen sey. Es war eine Zeit, da man die Antipoden nach eben diesem Grundsatze verwerfen konnte, weil man die Mathematik nicht mit den populairen Begriffen vereinigen wollte. Und man konnte es mit eben so vielem Grunde als man itzt haben kann, ein anderes Leben zu verwerfen, wenn man die wahre Metaphysik nicht mit den Vorstellungen der Einbildungskraft verbinden will. Denn es giebt drey Grade von Vorstellungen oder Begriffen, nemlich, populaire, mathematische und metaphysische. Die ersten waren nicht hinreichend,

um sich von Antipoden zu überzeugen. Die ersten und zweyten sind noch nicht hinreichend, ein anderes Leben glaublich zu machen. Sie bringen uns zwar schon auf vortheilhafte Vermuthungen: aber wenn die zweyten (die mathematischen) die Antipoden vor der Erfahrung, die man itzt hat, gewiß ausser Zweifel setzten; (ich rede nicht von den Einwohnern, sondern von dem Platze, den die Kenntniß der runden Gestalt der Erde ihnen wenigstens bey den Erdbeschreibern und Astronomen angab) so geben die letztern, (die metaphysischen) nicht weniger Gewißheit von einem andern Leben, ehe man es würklich gesehen hat.

Verwahrungsmittel gegen schädliche Lehren.

Allgemeine Veränderungen in den Sitten, womit wir bedrohet werden.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 429.

Man hat Recht, wenn man sich gegen schädliche Lehren vorsichtig verhält, welche in die Sitten und Ausübung der Frömmigkeit Einfluß haben, ob man sie gleich Niemanden aufbürden muß, ohne sichere Beweise davon zu haben. Wenn die Billigkeit fodert,

daß man andre mit dieser Beschuldigung verschonen muß; so macht die Frömmigkeit zur Pflicht, ihnen, wo es nöthig ist, die üble Würkung ihrer Lehrsätze, wenn sie würklich schädlich sind, vorzustellen. Dahin gehören solche, die gegen die Fürsehung eines vollkommen weisen, gütigen und gerechten Gottes, und gegen die Unsterblichkeit der Seele — welche die Menschen fähig macht, die Würkungen seiner Gerechtigkeit zu erfahren — gerichtet sind. Von andern gefährlichen Meynungen, in Absicht auf die Moral und allgemeine Ordnung, will ich nichts sagen. Ich weiß, daß fürtrefliche Männer, welche die besten Absichten haben, behaupten, daß diese theoretische Meynungen weniger Einfluß auf das Thun und Lassen haben, als man denkt. Ich weiß auch, daß es Menschen von einer fürtreflichen Gemüthsart giebt, die sich niemals durch Meynungen werden verleiten lassen, etwas zu thun, das sie entehrte. Ueberdem pflegen dieienigen, die durch Nachdenken zu diesen Irrthümern gekommen sind, von Natur weiter von den Lastern entfernt zu seyn, deren der gemeine Hause unter den Menschen schuldig ist. Dazu kommt noch, daß sie für das Ansehen der Sekte, deren Vorsteher sie gleichsam sind, Sorge tragen; und man kann sagen, daß **Epikur** und **Spinoza**, z. B. ein vollkommen nachahmungswürdiges Leben geführt

führt haben. Allein diese Gründe hören sehr oft bey ihren Schülern oder Anhängern auf, die glauben: sie wären von der verdrießlichen Furcht vor einer, über sie wachenden, Fürsehung und einer drohenden Zukunft befreyet. Sie lassen daher ihren viehischen Leidenschaften den Zügel schiessen und wenden ihren Verstand an, andre zu verführen und zu verderben; und wenn sie ehrgeitzig sind und auf ihren Kopf bestehen; so werden sie zu ihrem Vergnügen oder zu ihrem Vortheile im Stande seyn, an den vier Enden der Erde Feuer anzulegen. Ich habe dergleichen schlechte Leute gekannt, die der Tod dahin gerissen hat. Ich finde auch daß solche Meynungen nach und nach in den Geist der Menschen von der grossen Welt, Eingang finden, die andre regieren, und von denen die allgemeinen Angelegenheiten abhängen; und daß sich diese Meynungen in den modischen Büchern einschleichen, alles zu der allgemeinen Veränderung vorbereiten, womit Europa bedrohet wird, und alles völlig zerstöhren, was noch in der Welt von den edeln Gesinnungen der alten Griechen und Römer übrig ist, welche nemlich die Liebe zum Vaterlande und zum allgemeinen Wohl und die Sorge für die Nachkommenschaft dem Glücke, ia selbst dem Leben vorzogen. Diese *publick Spirits*, wie sie die Engländer nennen, verringern sich un-

 ge-

gemein und sind nicht mehr Mode. Sie werden völlig verschwinden, wenn sie nicht mehr durch die gute Moral und wahre Religion unterstützt werden können, welche uns die Vernunft selbst lehrt. Die besten von dem entgegen gesetzten Charakter, der allgemein zu werden anfängt, haben keinen andern Grundsatz als die Ehre. Allein das Kennzeichen eines rechtschaffenen Mannes, und eines Mannes von Ehre, ist bey ihnen allein, keine Niederträchtigkeiten zu begehen, nach dem Begriffe nemlich den sie davon haben. — — Man spottet laut über die Liebe zum Vaterlande. Man macht dieienigen lächerlich, die für das öffentliche Wohl Sorgfalt bezeigen. Und wenn Jemand mit den besten Absichten von dem Zustande der künftigen Zeiten spricht; so antwortet man: Kommt Zeit, kommt Rath. Aber diese Menschen werden vielleicht selbst die Uebel erfahren müssen, von denen sie glauben, daß sie andern aufbehalten wären. Wenn man sich noch iezt von dieser epidemischen Krankheit des Verstandes heilet, deren böse Würkungen sichtbar zu werden, anfangen; so wird man diesen Uebeln vielleicht vorbeugen. Wenn sie aber immer zunimmt; so wird die Fürsehung die Menschen durch die daher entstehende Revolution selbst bessern, denn was sich auch immer zutragen kann; so wird doch gewiß al-

les

les endlich zum Besten des Ganzen gelenket werden, wenn dieß gleich nicht ohne Züchtigung derer, die durch ihre böse Handlungen selbst zum Guten etwas beygetragen haben, geschehen darf und kann.

Das Buch
De tribus impostoribus, und Bodins Werk *de arcanis*.

Th. 5. S. 337. *Epist. 32. ad Kortholtum.*

Das Buch, das man in dem Verzeichnisse der Mayerschen Bibliothek für das berühmte Buch *de tribus impostoribus* ausgiebt *), verdient nicht mit vielen Kosten angeschaft zu werden. Ein ieder, der ein bö-

*) Man hat vorgegeben, daß der Kayser Friederich *II.* der Verfasser dieses berüchtigten Buchs sey. Der Herr von Leibnitz, der in seinen Briefen oft von demselben redet, scheinet zu glauben, daß es niemals würklich existirt habe. Er hat dieß nur gemuthmasset, und nachher hat es der Herr von Monnoye bewiesen. Man sehe den vierten Theil der neuen *Menagiana.*

böses Herz hat, kann mit wenig Gelehrsamkeit ein eben so elendes Werk unterschieben.

Um von dem würklichen Daseyn des Buchs, das ienen Titel führt, und davon man seit so langer Zeit spricht, gewiß zu werden, ist das Zeugniß der alten Manuscripte unumgänglich nöthig. Ich habe viel dergleichen schlecht geschriebene Piecen gesehen, und immer dabey gedacht, daß sie kaum verdienten, gelesen zu werden. Doch nehme ich davon **Bodins** Buch unter dem Titel aus: *De arcanis sublimium colloquium heptaplomeres.*

Man muß gestehen, daß der Verfasser in dieser Schrift sowohl als in andern eine sehr grosse Gelehrsamkeit bewiesen hat. Ich wünschte, daß es ein Gelehrter drucken liesse, aber mit kritischen Noten, die der Wichtigkeit der Materie angemessen wären. Der Verfasser läßt darinn einen römisch Katholischen, einen Lutheraner, Reformirten, Juden, Mohammedaner, Deisten und Atheisten reden. Der Auftritt ist zu Venedig in dem Hause des Katholiken. Dieienigen, die das Gespräch führen, behaupten in demselben ihre Meynung mit ziemlicher Mässigung. Man entscheidet nichts darinn. Der Katholik thut zuletzt immer den grossen Machtspruch: **Die Kirche hat es entschieden.** Der Verfasser wirft

viele Fragen auf, aber untersucht wenige davon gründlich. Es fehlt wenig daran, daß nicht der ganze Vortheil auf der Seite des Juden bleibt. Der Katholik und Lutheraner vertheidigen sich bey dieser Zusammenkunft am schwächsten. Nach dem Juden ist derjenige, der seine Sache am besten vertheidigt, wenn er sie anders nicht eben so gut als der Jude vertheidigt, der Anhänger einer gewissen, bloß natürlichen Religion, mit dem ein gewisser Octavius, der Vertheidiger der mohammedanischen Religion, vollkommen einig ist.

Grosses Verlangen des Herrn von Leibnitz nach *Huetii demonstratio evangelica.*

Betrachtungen über die Religion.

Theil 5. S. 457. *epist.* 3. *ad Huetium* 1679.

Ich habe mit einem ungemein grossen Vergnügen gehört, daß Ihr grosses und unsterbliches Werk über die Wahrheit unsrer Religion endlich erschienen ist. Es war in der That keine Materie, die mehr verdiente, daß Sie Ihr diesen ungeheuren Schatz von Gelehrsamkeit widmeten, der Ihnen so viele Nachtwachen gekostet hat. Denn, was ist wohl wichtiger als die Religion und was interessirt alle

alle Menschen stärker? Ist es nicht ungemein angenehm, ungemein tröstlich, mitten in dem Elende dieses Lebens mit Gewißheit zu lernen, daß wir zur Unsterblichkeit, und zwar zu einer solchen geschaffen sind, als wir hoffen können, oder wie sie uns Christus lehret; beweisen, daß er der durch so viele Weissagungen verkündigte Messias, und Erlöser des menschlichen Geschlechts ist. Dieß ist nach dem Beweise vom Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, der wichtigste von allen Beweisen. Und ich sehe würklich nicht ein, was man von der Historie und Gelehrsamkeit für einen grössern Vortheil erlangen kann. Noch mehr — das Studium des Alterthums scheinet mir fast keinen andern Nutzen zu haben, als daß es uns in den Stand setzt, die alte Würde unserer Glückseligkeit, und, wenn ich mich so ausdrücken soll, unsers Adels — die wir nach unsrer Wiedergeburt durch die Taufe, Jesu Christo zu verdanken haben — an den Tag zu legen und getreu zu erhalten. Zuförderst muß man beweisen, daß unsere heilige Bücher authentisch sind, und daß sie ohne eine wesentliche Veränderung auf uns gekommen. Man kann diesen Beweis nicht glücklich führen, wenn man die Kritik nicht gründlich versteht, wenn man sich nicht von der Authenticität der Manuscripte überzeugen kann, wenn

man

man nicht die Eigenheiten der Sprache, das Genie der Jahrhunderte und die Zeitfolge kennet. Hierauf muß man zeigen, daß der Urheber so grosser Dinge, auf den sich die heiligen Bücher beziehen, vom Himmel ist gesendet worden. Dieß bezeugen die Weissagungen, die so viele Jahrhunderte vor seiner Geburth sind verkündigt worden, die Wunder, welche seine Jünger in seinem Namen verrichtet haben, die unvergleichliche Heiligkeit seiner Lehre, die Standhaftigkeit der Märtyrer und der Sieg des Kreuzes. Man kann aber nicht beweisen, daß sich alle diese Dinge so zugetragen haben, wie man sie erzählet, ohne die ganze Geschichte, die heilige und weltliche, gründlich berichtiget zu haben; und um sie gründlich zu berichtigen, sind Sammlungen von Manuscripten, Medaillen, Innschriften und alles übrige, woraus der Schatz der Gelehrten bestehet, nöthig. Denn daher erhält die Geschichte erst ihre Glaubwürdigkeit. Ich habe oft gewünscht, daß sich iemand die Mühe geben und das genaueste Inventarium, das möglich wäre, von allen kostbaren Ueberresten des Alterthums, die wir noch haben, aufnehmen mögte. **Gudius** macht uns zu einem Theil von Innschriften Hofnung, die er genau studirt hat. **Spanheim** und andere gelehrte Männer, besonders von **Carcavi**, Verwahrer der Medaillen des königlichen

 Kabi-

Kabinets, werden uns mit einem Theile der Medaillen bekannt machen. Allein ich wünsche auch seit langer Zeit eine Geschichte der Manuscripte, darinnen man die besten aufzeichnete, die sich noch heutiges Tages in Europa erhalten. Es müßten aber insonderheit diejenigen seyn, nach welchen man die Abschriften gemacht hat, und welche die einzigen oder wenigstens rar sind; doch dieß im Vorbeygehen.

Ich will iezt nur noch die Bemerkung machen, daß der vornehmste Zweck des ganzen Studiums des Alterthums die Aufklärung und Bestätigung der heiligen Geschichte seyn muß. Ich zweifele nicht, daß nicht Ihr Werk die glücklichste Anwendung dieses Grundsatzes enthalten sollte, wenn ich gleich nichts weiter als einen mir ehedem von Ihnen selbst gezeigten Theil desselben im Manuscripte gesehen habe. Und ich kann der Gelehrsamkeit schon Glück wünschen, die endlich unter Ihrer Feder ihrer Bestimmung gemäß ist genutzt worden. Ich kann ihnen selbst wegen eines Denkmals Glück wünschen, das für die Religion so vortheilhaft und zugleich so geschickt ist, Ihren Ruhm auszubreiten. Ich warte mit der lebhaftesten Ungeduld darauf, wenn es gleich schon auf dem Wege hieher ist. Unser Herr, der Herzog

von

von Braunschweig Lüneburg erwartet es mit eben so vieler Ungeduld als ich. Er ist ein Fürst von ausserordentlich tiefen Einsichten. Er ist nach allen nützlichen Kenntnissen, besonders nach der theologischen Gelehrsamkeit begierig. Ihr Name ist ihm nicht unbekannt, und er hörte mich mit der grössesten Theilnehmung an, wie ich ihm den Plan Ihres Werks erzählte. Ich wünsche Ihnen gute Gesundheit und bitte, Ihre Gütigkeit gegen den fortzusetzen, der Ihre Tugenden und Talente am meisten bewundert.

Kompliment

an Herrn Huetius wegen seiner *Demonstratio evangelica*. Das Studium der Kritik ist zum Besten der Religion nöthig.

Theil 5. S. 458. *Epistola* 4.

Ich bezeugte Ihnen oft, wie ich in Frankreich war und Ihren gelehrten Umgang genoß, mit wie vieler Begierde ich auf die Herausgabe des schönen Werks wartete, dessen Plan Ihnen beliebte mir zu zeigen. Ich verheelete Ihnen nicht, daß ein solches Werk Ihnen allein nicht schwer seyn könnte, weil Sie vielleicht der einzige in unserm Jahrhundert sind, der die

dazu

dazu erfoderte ungeheure Gelehrsamkeit und Philosophie besitzt. Endlich habe ich es gesehen, und bin vollkommen in der hohen Meynung bestärkt worden, die ich davon hatte. Daß ich es gelesen, habe ich unserm Fürsten, einem Herrn zu danken, der mit dem stärksten Eifer für die wahre Frömmigkeit erfüllet ist, und einen, allen denen unglaublichen, Scharfsinn besitzt, die nicht wie ich, das Glück haben, ihn zu sehen und Proben davon zu bekommen. Seine Meynung ist immer gewesen, daß eine Materie, wie die Ihrige, nicht anders als von einem Schriftsteller könnte würdig abgehandelt werden, der mit einem *alles* durchschauenden Genie die tiefsten Kenntnisse verbände. Als ich ihm Ihr Vorhaben entdeckte, gab er Befehl, daß ihm das Werk zugeschickt werden mögte, sobald es erschienen wäre. Er versprach sich ungemein viel davon und er hat sich in seiner Erwartung auch nicht betrogen.

Jeder Mensch, der mit Ordnung und zusammenhängend denken kann — Eigenschaften, die den Philosoph charakterisiren — wird zwar im allgemeinen nach den ersten Gegenständen, die in die Sinne fallen, beweisen können, daß man eine Religion und eine Vorsehung annehmen müsse. Denn da keine Ursache ist, die nicht durch eine ihrer Würkun-

kungen bewiesen werden sollte; so ist auch keine Erscheinung in der Natur, die nicht einen Beweis vom Daseyn Gottes enthalten sollte. Die Beweise sind aber nichts anders als die Stellungen unserer Gedanken, die geschickt sind, den Zusammenhang der Dinge zu zeigen.

Wenn es aber auf einen Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion ankommt, so werden mehr Materialien und Untersuchungen erfodert. Denn hier müssen der Fall und die Verbesserung des menschlichen Geschlechts, der Unterschied der Nationen, und die ältesten Schriften in Betrachtung gezogen werden. Diese Untersuchung fodert nicht nur einen Philosophen, sondern auch einen Gelehrten und zwar einen solchen Mann, der beydes in einem hohen Grade ist. Unter einem Gelehrten verstehe ich einen solchen Mann, als Sie sind. Denn welch Beyspiel könnte ich hier füglicher anführen? und wer wird iemals den glänzenden Namen in dem Sinne, darinn wir ihn genommen, mehr verdienen, als Sie? Ich verstehe, sage ich, einen Mann, der eine Kenntniß von den wichtigsten, in der bekannten Welt sich zugetragenen, Begebenheiten, deren Andenken sich unter den Menschen erhalten hat, besitzt und sie im Zusammenhange weiß; und um mich

noch deutlicher zu erklären, ich verstehe einen Mann, der die vornehmsten Erscheinungen des Himmels und der Erde, die Natur- und Kunstgeschichte, die Völkerwanderungen, die Hauptveränderungen in den Sprachen und Reichen, und den iezigen Zustand der Welt kennt, kurz der alle Kenntnisse besitzt, die nicht blos Würkungen des Genies sind, sondern die man sich blos durch das Anschauen der Dinge selbst und durch die Erzählung anderer Menschen erwerben darf. Und darinn bestehet der Unterschied zwischen der Philosophie und Gelehrsamkeit. Die erste verhält sich gegen die zweyte, wie ein Saz aus der Vernunft oder dem Rechte gegen einen Saz aus der Geschichte. Können gleich die Lehrsäze, die man allein durch die Stärke des Genies entdeckt, aufgeschrieben und auf die Nachwelt so wohl übergebracht werden, als die Beobachtungen und die Geschichte, so ist doch unter beyden der Unterschied, daß die Lehrsäze ihr Ansehen nicht aus den Büchern erhalten, die sie zu uns übergebracht haben, sondern aus der Zuverlässigkeit der Beweise, von welchen sie noch iezt begleitet werden — — Hingegen gründet sich das Ansehen der Geschichte ganz auf Denkmale. Daher ist die Kritik, diese so nöthige Kunst, entstanden, die sich mit Untersuchung der Denkmale, als Innschriften, Münzen, gedruckter

ter und noch im Manuscript vorhandener Bücher beschäftigt. Ich glaube — da diese seit so langer Zeit vergessene Kunst mit so vielem Glanze wieder zum Vorschein gekommen, in den beyden letztern Jahrhunderten so sorgfältig bearbeitet worden ist und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst so grosse Vortheile erhalten hat — es sey eine Würkung der göttlichen Vorsehung, welche hauptsächlich die Absicht hätte, mehr Licht über die Wahrheit der christlichen Religion zu verbreiten. Ich weiß, daß die Geschichte von grossem Nutzen ist, um der Nachwelt gute Muster aufzustellen — die Menschen zu ermuntern, auch solche Handlungen zu unternehmen, die ihr Andenken unsterblich machen, — die Grenzen der Reiche festzusetzen und die Streitigkeiten der Regenten zu Ende zu bringen. Ich weiß endlich, daß wir derselben den so interessanten, so mannigfaltigen und so herrlichen Anblick der Revolutionen der Menschen zu verdanken haben. Diese Vortheile sind groß — ich gestehe es — aber sie beweisen nicht, daß die Gelehrsamkeit nothwendig sey. Wie viel ungelehrte Nationen giebt es nicht, die doch die vornehmsten Bequemlichkeiten des Lebens geniessen? Die Geschichte und Kritik sind also nur wahrhaftig nothwendig, um die Wahrheit der christlichen Religion zu befestigen. Ich glaube

gewiß,

gewiß, daß – wenn die Kritik einmahl gänzlich verlohren gienge, – die menschlichen Werkzeuge des göttlichen Glaubens, oder die Gründe der Glaubwürdigkeit zugleich mit verlohren giengen, und daß wir dann dem Chineser, dem Juden oder Mohammedaner die Wahrheit unserer Religion nicht gründlich beweisen könnten. Denn gesetzt, daß die fabelhaften Geschichten **Theodorichs**, mit welchen die Ammen in Deutschland die Kinder einwiegen, von den Erzählungen **Cassiodors**, der ein gleichzeitiger Schriftsteller dieses Fürsten und sein erster Staatsminister war, nicht mehr unterschieden werden könnten; — Gesetzt, die Zeit käme, wo man zweifelhaft wäre, ob nicht **Alexander** der Grosse General bey Salomons Kriegesheer gewesen sey, wie die Türken glauben; — Gesetzt, daß man anstatt eines **Livius** oder **Tacitus** nur einige, zwar wohl geschriebene, aber mit unnützen Kleinigkeiten angefüllte Werke hätte; solche, darinn man heut zu Tage die Liebesgeschichten grosser Männer beschreibt; — Kurz, man erinnere sich der Zeiten, die iezt nur noch durch Fabeldichter bekannt sind – dahin gehören unter den Griechen die Vorgänger Herodots –; so wird alle Gewißheit bey den Begebenheiten aufhören; anstatt daß man beweisen könnte: die Bücher der heiligen Schrift seyen göttlich, so wird man nicht einmahl

mal darthun können, daß sie aus diesen oder ienen Zeiten von diesen oder ienen Verfassern sind. Ich stelle mir ferner vor, daß im Orient das größte Hinderniß bey der christlichen Religion daher kommt, weil diese Völker, ganz unbekannt mit der allgemeinen Weltgeschichte, die Stärke der Beweise nicht einsehen, worauf die Wahrheit unserer Religion in Ihrem Werke gegründet ist und sie werden dieselbe auch nie vollkommen einsehen, wenn sie ihre Erkenntniß nicht aufklären und sich mit unserer Litteratur bekannt machen. Ich kann hieran niemals denken, ohne daß ich mit Unwillen ansehe, wie sich die Klasse der Gelehrten — die man Kritiker nennet, und die in dem Reiche der Wissenschaften über die Denkmale gesetzt ist — täglich vermindert und fast befürchten läßt, daß sie in kurzer Zeit gänzlich aussterben werde. Diese Klasse war im Anfange dieses Jahrhunderts sehr in Flor und in gewisser Absicht mit zu viel Mitgliedern überschwemmet. Keiner wurde für einen Gelehrten gehalten, wenn man ihn nicht oft sagen hörte: **Ich streiche aus, ich verbessere, ich habe eine alte Handschrift, die Abschreiber haben den Text durch Fehler verunstaltet.** Ich muß gestehen, daß die Religionsstreitigkeiten dieß Studium erhielten und dazu anfeuerten; denn es ist nichts Böses, daraus nicht etwas Gu-

tes entstünde. Da man oft über den Verstand der Schriftsteller, über die Meynungen der Alten, über untergeschobene und ächte Bücher disputiren mußte; da man bey der grossen Verbindung der Dinge mit einander die heiligen Scribenten iedes Jahrhunderts nicht beurtheilen konnte, ohne genaue Kenntniß aller Arten von Denkmalen zu besitzen — so entgieng in allen Bibliotheken nichts der Neugierde und den Untersuchungen der Kritiker. Selbst Jacob, König von England, und viele grosse Männer der Kirche und des Staats mischten sich in diese Untersuchungen, vielleicht mehr als ihrem Charakter zuträglich war. Aber endlich arteten diese Streitigkeiten in einen offenbaren Krieg aus, und die Vernünftigen sahen ein, daß man nach so langen Zänkereyen und so vielen Blutvergiessen, nicht weiter gekommen war als vorher. Hierauf wurde Friede gemacht, und viele bekamen einen Ekel für diese streitigen Punkte und für das Studium des Alterthums überhaupt. Nach diesem entstand eine Revolution, die so zu sagen, eine neue Epoche in den Wissenschaften war. Einige durch fürtrefliche Erfindungen und glückliche Systeme berühmte Schriftsteller richteten die Kräfte ihres Geistes auf das Studium der Natur, und schmeichelten sich mit der Hofnung, sie würden dieselbe durch Hülfe der

Mathe-

Mathematik genauer kennen lernen. Dieß waren, Galiläus in Italien, Baco und Gilbert in England, Cartesius und Gassendi in Frankreich, und ein Mann, der dem Erstern vollkommen gleich ist, Joachim Jungius in Deutschland. Dieß Studium hat würklich viele Reize und einen sichtbaren Nutzen. Hier ist der Ort nicht zu zeigen, in welchen Stücken es mir itzt noch mangelhaft zu seyn scheinet, und woher die Schüler so grosser Männer bey so vielen Hülfsmitteln doch keine merkwürdige Entdeckungen machen. Ich will nur noch anmerken, daß das Studium des Alterthums und die solide Gelehrsamkeit seit dieser Epoche beynahe so sehr in Verachtung gekommen sind, daß sich einige Schriftsteller zwingen, in ihren Werken keine Stelle aus andern Schriften anzuführen. Sie wollen entweder Schriftsteller von Genie zu seyn scheinen, oder sie suchen bey ihrer Faulheit einen Vorwand. Indessen ist die Anführung der Autoritäten und der Zeugnisse bey historischen Sachen durchaus nothwendig, wenn man nicht behaupten will, daß eine in aller Eil aufgesetzte Schrift einer Abhandlung vorzuziehen ist, bey welcher genaue Nachforschungen und Untersuchungen angestellet sind. —

In der Besorgniß also, ein so gefährliches Vorurtheil mögte sich immer weiter aus-

Staats-Bibliothek Bamberg

breiten, würde es rathsam seyn, den Menschen zu sagen, — indem man ihnen zugleich Ihr fürtrefliches Werk zum Muster vorstellt, — daß die Religion Vortheil davon habe, wenn sich der Geschmack an der ächten Gelehrsamkeit erhält. Dieß hat **Casaubonus der Jüngere** schon vor kurzem in englischen Schriften gethan. Er erkläret darinn, und nicht ohne Grund, daß er sehr für die wahre Frömmigkeit besorgt sey, wenn man das Studium des Alterthums und die wahre Gelehrsamkeit vernachlässige, und sich blos der Untersuchung der Natur überlasse. Ich bin auch gar nicht mit den Leuten zufrieden, die keine Achtung für das Alterthum haben, und die von einem **Plato** und **Aristoteles** als von elenden Sophisten reden. Hätten sie die Schriften dieser grossen Männer mit Aufmerksamkeit gelesen; so würden sie eine ganz andere Sprache führen. Denn ich unterstehe mich zu sagen, daß **Plato's** Lehre über die Metaphysik und Moral, die wenige aus der Quelle selbst schöpfen, heilig und gerecht ist, und alles was er von der Wahrheit und ewigen Begriffen vorbringt, in der That bewundernswürdig ist. Des **Aristoteles** Logik, Rhetorik und Politik sind in den Händen eines Mannes von Genie und Erfahrung im gemeinen Leben von sehr grossem Nutzen. Der richtige Begriff der zusammenhängenden Thei-

le

le eines Körpers, den er in seiner geheimen Physik vorträgt und gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker vertheydigt, ist von grossem Werth. Diejenigen endlich, die den **Apollonius** und **Archimedes** verstehen, werden die Entdeckungen unsrer heutigen berühmtesten Männer mit mehr Behutsamkeit bewundern.

Fortsetzung des Vorigen.

Seite 461. *Epist.* 5.

Ich habe sehr bedauert (er schreibt noch an Herrn **Huet**) daß Sie meinen Brief so spät erhalten haben. Ich schätze Ihre Gütigkeit um so mehr, da es Ihnen gefallen hat, einen Brief mit so vieler Höflichkeit zu beantworten, der nicht nur in so grosser Eil geschrieben war, sondern der auch ganz zur unrechten Zeit ankam; denn ich redete in demselben von Ihrem Werke, als wenn es noch nicht gedruckt wäre, und es war doch damals — da Sie meinen Brief erhielten — schon längst fertig. Unser Fürst hat es sehr zeitig erhalten. Ich hatte so gute Maaßregeln genommen, daß es in Deutschland schwerlich Jemand vor uns gehabt hat. Dadurch habe ich nicht nur meine eigene Neigung befriediget, sondern ich habe auch den Willen

meines Herrn erfüllt, der seit langer Zeit die grössete Begierde hatte, es zu sehen. Kaum war es angekommen; so durchblätterte er selbst schon die vornehmsten Artikel, und trug mir auf, die übrigen sorgfältig zu untersuchen, um ihm Rechenschaft davon zu geben. Nie habe ich einen Befehl mit mehrern Vergnügen ausgerichtet. O Himmel! welch einen Schatz von Gelehrsamkeit haben Sie in diesem Werke vereinigt! Welch ein Reichthum und welch eine Ordnung dabey! — Der Reichthum ist so beschaffen, daß es scheint, als ob Sie viele Jahre hätten arbeiten müssen, die Materialien dazu zu sammlen, und auf der andern Seite folgt alles darinn Eins aus dem Andern. Alles ist so natürlich zusammengekettet, daß man glauben sollte, Sie hätten es auf einmal, so zu sagen, durch Hülfe des Gedächtnisses verfertigt.

Sie können sich in der That schmeicheln, daß Sie ein unsterbliches Werk hinterlassen, und Sie konnten keinen vernünftigern, und fürtreflichern Gebrauch von der Gelehrsamkeit machen, die Ihnen so viele Nachtwachen gekostet hat. Sie haben den Hauptpunkt, daß nemlich die Prophezeihungen in der Person unsers Heylandes sind erfüllt worden, schön bewiesen. Wie könnte dann eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung das

Werk

Werk eines Zufalls seyn? Ich habe nie daran gezweifelt, daß diese Welt von einer höchsten Fürsehung regiert würde. Ich sehe es aber als einen besondern Wink dieser göttlichen Fürsehung an, daß die christliche Religion, deren Sittenlehre so heilig ist, vor unsern Augen mit so bewundernswürdigen Charakteren ist geziert worden. Denn ich leugne nicht, daß sich eben diese Fürsehung in Erhaltung der katholischen Kirche offenbaret. Ich komme auf den letzten Theil Ihres Briefes, und unterstehe mich Ihnen zu sagen, daß es nicht auf mich und viele andre ankommt, wenn wir uns nicht mit den Katholiken vereinigen. Wenn man uns zurück stößt, oder Bedingungen von uns fodert, die wir nicht erfüllen können; so sind Sie zu billig, als daß Sie nicht einsehen sollten, daß wir nicht weiter Schuld daran sind.

Die sicherste Maxime in Religionssachen.

Theil 5. S. 53. über den Enthusiasmus.

Der Lord **Schaftesbury** wiederlegt eine Maxime, welche viel geschickte Männer für sehr fürtreflich halten, und citirt am Rande den Erzbischoff **Tillotson**, Herrn **Pascal** und andre. Man stellt sich diese Maxime so vor, daß man alles mögliche thun müsse, um

um

um den Glauben zu haben, und alles ohne Ausnahme glauben, was man uns lehrt, weil, wenn auch nichts gegründet ist, was man glaubet, man keinen Schaden davon haben kann, wenn man auf diese Art betrogen wird. Allein, wenn das, was man uns lehrt, würklich so ist, wie man saget; so laufen wir grosse Gefahr und haben wegen des Mangels an Glauben alles zu befürchten.

Der Verfasser glaubt, daß dieser Gedanke für Gott beleidigend sey, und die Menschen noch zügelloser mache. Mich dünkt aber, daß diese Maxime nicht recht verstanden ist. Es kommt hier nicht so viel auf den Glauben, als auf die Frömmigkeit an. Herr **Arnaud** behauptet in seiner **Kunst zu denken**, und Herr Pascal in seinen Penseen, daß das Sicherste ist, wenn man den Gesetzen der Gottseligkeit und Tugend gemäß lebt, weil man nichts zu befürchten hat, wenn man dieß thut, hingegen sehr viel, wenn man es unterläßt. — Dieß Raisonnement ist schön. Es empfielt nicht eigentlich den Glauben, sondern es verpflichtet uns nach den Vorschriften des Glaubens zu handeln. Denn man glaubt nicht, wenn man will; man handelt aber, wie man will. Nicht der Mangel des Glaubens verdient eigentlich bestraft zu werden, sondern die Boßheit und Hartnäckigkeit.

keit. Und dieß erkennen auch viele Gottesgelehrte ganz deutlich.

Kurze Vorstellung eines Beweises der Wahrheit der christlichen Religion.

Theil 5. S. 344. *epist. 2. ad Spizelium.*

Es würde ein ungeheures Werk seyn, wenn man alles gründlich und vollständig widerlegen wollte, was man gegen die christliche Religion einwenden kann, weil eine solche Widerlegung alle die grossen Schwürigkeiten der exegetischen, historischen, scholastischen und polemischen Theologie entwickelt. Es ist daher rathsam, diese Materie kürzlich abzuhandeln, bis sie iemand in ihrem ganzen Umfange ausführt. Man könnte etwa auf folgende Art verfahren: Zuerst muß man die Wahrheit der natürlichen Religion strenge beweisen, das heißt, das Daseyn eines höchst mächtigen und höchst weisen Wesens, das wir Gott nennen, und die Unsterblichkeit unsrer Seele. Sind diese beyde Punkte mit Gründen bestätigt; so hat man nur noch einen Schritt zu thun. Auf der einen Seite bemerkt man, daß Gott die Menschen nie ohne eine wahre Religion hat lassen können; und auf der andern zeigt man, daß es keine bekannte Religion gäbe, die in Absicht auf die

die Gründe der Glaubwürdigkeit der christlichen gleich zu stellen wäre. Die Nothwendigkeit diese anzunehmen, ist eine unmittelbare Folge dieser beyden unumstößlichen Wahrheiten. Damit indessen der Sieg vollkommen sey, und die Gottlosen nie etwas dagegen vorbringen können; so wünsche ich immer, daß einmal ein Mann aufstehen möge, der in der Geschichte, den Sprachen, der Philosophie, kurz in allen Gattungen der Gelehrsamkeit geschickt ist, und der die ganze Harmonie und Schönheit der christlichen Religion anschauend zeige und der die unzählbaren Einwürfe, welche man gegen ihre Lehrsätze, ihren Text und ihre Geschichte vorbringen kann, zerstreue, ohne daß man etwas dagegen sagen kann.

Wie man die Wahrheit der christlichen Religion auf eine gute Art befestigen kann.

Th. 6. Seite 243. Brief 5. an Herrn Th. Burnet.

Ein geschickter Theologe, der Professor der Mathematik war, fragte mich neulich um Rath, ob man nicht eine Theologie *methodo mathematica* schreiben könnte? Ich antwortete ihm, man könnte es würklich, und

ich

ich hätte schon selbst einen Versuch darinn gemacht; ein solches Werk könnte aber nicht ausgeführt werden, ohne vorher auch die Anfangsgründe der Philosophie, wenigstens zum Theil in der mathematischen Ordnung vorzutragen, so viel nemlich zur Theologie nöthig wäre. Da Sie wünschen, daß ich Ihnen meine Meynung darüber sage, wie man die Wahrheit der christlichen Religion auf eine gute Art befestigen könnte, und da Ihr Eifer hierinn sehr lobenswürdig ist; so will ich Ihnen sagen, was ich wünschte, daß man thun mögte.

Ich gebe Ihnen zu, daß wir viele fürtrefliche Bücher über die Wahrheit der christlichen Religion haben! Die Kirchenväter, die gegen die Heyden geschrieben, sind in Bestreitung der Abgötterey glücklicher gewesen, als in Behauptung unsrer Geheimnisse. Doch muß man gestehen, daß die Werke des **Origenes** wider den **Celsus**, des **Lactanz** wider die Heyden überhaupt, des **Cyrillus** wider den Kayser **Julian**, und des heil. **Augustinus** *de Civitate Dei* fürtrefliche Sachen enthalten. Man kann hier noch hinzusetzen, was **Philoponus** gegen den **Proclus** gethan hat, wenn gleich die Beweise des **Philoponus** nicht immer genau sind. Ich finde auch viele gute Gründe in dem heil. **Gregorius** von **Nyssa**. Zu den Zeiten der Scholastiker schrieb

man viele Bücher wider die Juden und Mohammedaner. Dahin gehört auch was **Thomas Aquinas** *contra gentes* gethan hat. Da die Wissenschaften wieder hergestellt wurden, haben **Pic de la Mirande** und **Reuchlin** die Bücher der kabbalistischen Juden genutzt. Der Kardinal **Bessario** und andre Platoniker haben sich der Bücher des **Plato**, des **Plotinus**, und andrer Platoniker mit Nutzen bedienet. Sie sind darinn dem Beyspiele der Kirchenväter und besonders des Verfassers des Buchs gefolgt, das man fälschlich dem heil. **Dinonysius Ariopagita** zuschreibt, und das im neunten Jahrhunderte nach Europa wäre gebracht worden. **Augustinus Steuchus** brachte alle diese Sachen in seinem Buche, *de perenni philosophia*, in eine sehr artige Verbindung. Aber das Werk des **Düplessis Mornay von der Wahrheit der christlichen Religion** übertraf ienes weit; und der unvergleichliche **Grotius** übertraf sich selbst, so wie alle übrige alte und neue in seinem goldenen Buche, das er von dieser Materie schrieb. Er hat viel Nachfolger gehabt. Ich erinnere mich ein kleines Buch des **Brenius**, eines remonstrantischen Theologen, von der Wahrheit unsrer Religion, gesehen zu haben, das nicht übel gerathen war. Kurz darauf bemühete sich Herr **Huet** itziger Bischof von Orlean in seiner *Demonstratione evangelica*

gelica hauptsächlich zu zeigen, daß die Prophezeihungen des A. T. in der Person Jesu Christi genau wären erfüllt worden, und da Gott allein zukünftige Dinge vorhersagen könne, die selbst den Engeln unbekannt sind; so schließt er daraus, daß die Bücher des alten und neuen Testaments göttlich wären. Dieser Beweis ist schön und das Buch voll Gelehrsamkeit, wenn ich ihm gleich in den vielen Ausschweifungen nicht Beyfall geben kann, so gelehrt er sie auch in seinem Werke einwebt, wenn er nemlich fast alle göttliche Dinge und Fabeln des Heydenthums von Moses und den Juden herleitet. Hierinn dünkt mich, übertreibt er es nicht nur, sondern noch viele andre, die ihrer Einbildungskraft und Spiel des Witzes zu viel Lauf lassen. Allein dieser kleine Fehler thut dem Hauptbeweise keinen Abbruch. Ich werde nicht von mehrern Schriftstellern, Engländern sowohl als Franzosen oder Deutschen reden, die ganz kürzlich über eben diese Materie geschrieben haben, und anstatt über andrer Werke zu urtheilen, will ich Ihnen sagen, wie man es nach meiner Meynung anfangen muß, um vernünftigen Menschen mehr Gnüge zu thun.

Ich habe oft sowohl in der Philosophie als Theologie und so gar bey Materien aus der

der Medicin, Jurisprudenz und Historie die Bemerkung gemacht, daß wir eine grosse Menge guter Bücher und guter hie und da zerstreueter Gedanken haben, aber daß wir fast nie zu ausgemachten Sätzen kommen. Dieß heißt so viel, daß man gewisse Punkte bestimmt, wenigstens ausführt, und gewisse Sätze ausser allen Streit setzt, um Feld zu gewinnen und Grund zu haben, worauf man bauen könne. Dieß ist eigentlich die Methode der Mathematiker, die das *certum ab incerto inventum ab inveniendo* unterscheiden. Und dieß thun wir bey andern Materien fast niemals, weil wir den Ohren gerne durch schöne Reden schmeicheln, die aus einer angenehmen Vermischung des Gewissen und Ungewissen bestehen, um das eine zum Besten des andern annehmlich zu machen. Diese Art zu schreiben ist den gelehrten und schönen Geistern leicht, denen es weder an Gedanken noch Kenntnissen, noch schönen Ausdrücken fehlet; und sie gefällt auch den Lesern, weil sie beym Lesen angenehm unterhält. — Dies ist aber gemeiniglich gleich der Musik und Komödie ein flüchtiges Gut, welches (Seite 245) fast keinen Eindruck auf das Gemüth zurück läßt, und es nicht in eine ruhige Fassung setzt, und daher gehet man immer in einem Cirkel herum, und behandelt immer einerley Sätze auf eine problematische, tausend Aus-

nah-

nahmen unterworfene, Art. Man führte einmal den ältern Herrn Casaubonus in einen Saal der Sorbonne und sagte ihm, daß man schon seit mehr als 300. Jahren in demselben disputirt habe. Er antwortete hierauf: **Was hat man denn ausgemacht?** Eben so geht es uns auch meistentheils bey unsern Studieren. Ihr grosser Baco hat dieselbe Bemerkung gemacht. Die Menschen studieren gewöhnlich nur aus Ehrgeiz und Interesse, und die Beredsamkeit ist ihnen zur Erreichung ihres Zwecks behülflich. Da hingegen die Wahrheit tiefsinnige Untersuchungen fodert, die sich nicht mit den interessirten Absichten der meisten, welche sich den Wissenschaften widmen, vereinigen lassen. Aus dieser Ursach kommen wir auch nicht weiter, wenn uns gleich keine grosse Männer fehlen, die weiter gehen könnten, wenn sie es recht anfiengen. Wendeten wir nur die Vortheile und Kenntnisse recht an, die uns Gott und die Natur schon verschaft hat: wir würden gewiß einer Menge von Uebeln schon abgeholfen haben, welche die Menschen drücken, ja so gar viele Krankheiten geheilet haben, die durch unsre Schuld nicht sind vertrieben worden. Auf eben diese Art könnten wir die Wahrheit der Religion gründlich befestigen und viele Zänkereyen zu Ende bringen, welche die Menschen theilen und dem ganzen Geschlecht

so viel Unglück zuziehen, wenn wir nur mit Ordnung nachdenken und auf die rechte Art darinn verfahren wollten. Viele sind zwar durch Vorurtheile so sehr eingenommen, daß, wenn man ihnen die zuverlässigsten mathematischen Demonstrationen vorlegte, sie sich doch nicht ergeben würden. Es würde aber doch immer gut seyn, wenn man solche Demonstrationen hätte, die itzt oder in der Folge auf Gemüther von besserer Art ihre Würkung thäten. Und dieß ists, was ich wünsche.

Auf diese Art sollte man also verfahren. Ich unterscheide die Sätze, die man bis zur Zuverlässigkeit bringen sollte, in zwey Gattungen. Die ersten können schlechterdings durch eine metaphysische Nothwendigkeit und auf eine unzubestreitende Art bewiesen werden. Die andern können moralisch bewiesen werden, das heißt, man kann sie zur moralischen Gewißheit bringen, nemlich so, wie wir wissen, daß es ein China und ein Peru giebt, wenn wir sie gleich niemals gesehen, und keinen vollkommnen Beweiß davon haben. Augustinus hat schon in seinem Buche *de vtilitate credendi* schöne Reflexionen über diese Art der Gewißheit gemacht. Dieß ist eben so, als wir itzt wissen, daß wir nicht träumen, da wir diesen Brief lesen und schreiben, wenn es Gott gleich möglich wäre, uns

alles

alles in einem Traume vorzustellen, wie wir es itzt sehen. Es ist also keine metaphysische Nothwendigkeit, die uns überzeugt, daß wir nicht träumen. Die theologischen Wahrheiten und Folgerungen sind daher auch von zweyerley Art; einige haben eine metaphysische, andre eine moralische Gewißheit. Die ersten setzen Erklärungen, Grundsätze und Lehrsätze voraus, die aus der wahren Philosophie und natürlichen Theologie hergenommen sind. Die zweyten setzen zum Theil Geschichte und Begebenheiten, zum Theil die Auslegung des Textes voraus; und um die Wahrheit und das Alter der Begebenheiten, die Aechtheit und Göttlichkeit unsrer heiligen Bücher, und endlich den Sinn des Textes festzusetzen; so muß man sich zur wahren Philosophie und zum Theil zur natürlichen Jurisprudenz wenden. Ein solches Werk scheinet daher nicht blos Geschichte und gemeine Theologie zu fodern, sondern auch Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz. Die Philosophie hat zwey Theile; sie ist theoretisch und praktisch. — Die theoretische gründet sich auf wahre Analyse, von der uns die Mathematiker Proben geben, die man aber auch auf die Metaphysik und natürliche Theologie dadurch anwenden muß, daß man gute Erklärungen und sichere Grundsätze angiebt. Hingegen gründet sich die praktische Philo-

sophie auf die wahre Topik oder Dialektik, das heißt, auf die Kunst, den Werth der Beweise nach Graden zu schätzen. Diese Kunst findet man bey den Logikern noch nicht; sondern die Rechtsgelehrten haben uns allein Proben davon gegeben, die nicht zu verachten sind, und die der Anfang zu einer Wissenschaft der Beweise seyn können, welche im Stande ist, die historischen *facta* zu berichtigen und den Sinn des Textes zu bestimmen. Die Rechtsgelehrten beschäftigen sich gewöhnlich mit beyden in den Processen. Ehe man also die Theologie auf eine zuverläßige Art abhandeln kann, muß man eine demonstrativische Metaphysik oder natürliche Theologie haben, wie auch eine moralische Dialektik und natürliche Jurisprudenz, woraus man die Art, die Grade der Beweise zu schätzen, demonstrativisch lernt. Viele wahrscheinliche Beweise zusammengenommen, machen zuweilen eine moralische Gewißheit aus, zuweilen nicht. Es ist daher eine gewisse Methode nöthig, damit man dieß bestimmen kann. Man sagt oft mit vielem Rechte, daß die Gründe nicht müssen gezählet, sondern abgewogen werden. Indessen hat uns noch Niemand die Wage gegeben, die man zur Abwägung der Stärke der Gründe brauchen soll. Dieß ist einer der grössesten Fehler in unsrer Logik, den wir selbst in den wichtigsten und

ernst-

ernsthaftesten Angelegenheiten des Lebens empfinden (Seite 246.) wo es nemlich auf Gerechtigkeit, Ruhe und Wohl des Staats, Gesundheit und so gar auf Religion ankommt. Ich habe diese Bemerkungen beynahe vor 30. Jahren öffentlich gemacht; und seitdem habe ich oft versucht, die Grundlage solcher Werke zu machen. Aber tausend Zerstreuungen haben mich verhindert, die ersten philosophischen, iuristischen und theologischen Grundzüge, die ich ausgesonnen hatte, ins Reine zu bringen. Wenn mir Gott noch Leben und Gesundheit schenkt; so werde ich dieß zu meiner Hauptbeschäftigung machen. Ich würde alles das nicht noch einmal beweisen, was man beweisen kann, aber ich würde doch einen sehr erheblichen Theil beweisen, um die strenge Methode anzufangen, und andern Anleitung zu geben, weiter zu gehen.

Sie haben Recht, mein Herr, wenn Sie sagen, daß die Arbeiten zur Festsetzung der Wahrheit der Religion besser seyn würden, als eine braunschweigische Geschichte. Es würde mir auch sehr unangenehm seyn, wenn ich mich beständig mit dieser Geschichte beschäftigen sollte: Allein, da ich fast alles zur braunschweigischen Geschichte gesammlet habe, was ich mir vorgenommen, da ich nur noch die letzte Hand daran legen darf, und sie in

einen Zusammenhang bringen; so halte ich sie schon für vollendet. — — Ich hoffe daß meine mathematische Entdeckungen, – die das Publikum schon kennet, und die auch von den grössesten Männern Englands, (wo die mathematischen Wissenschaften in den blühendsten Zustande sind) so gar mit Beyfall sind aufgenommen worden – etwas dazu beytragen werden, meinen philosophisch-theologischen Meditationen Kredit zu verschaffen. Hierbey will ich Ihnen eine kleine Geschichte des verstorbenen **Pascals** erzählen; ich habe sie von dem verstorbenen Herzoge von **Roannez**, seinem vertrauten Freunde, gehört. Sie wissen, daß Herr **Pascal** (der uns zu zeitig entrissen ist) zuletzt unternommen hatte, die Wahrheit der Religion zu beweisen. Da er mit Grund für einen fürtreflichen Geometer gehalten wurde, freueten sich seine, gegen die Religion gut gesinnte, Freunde sehr über sein Vorhaben. Sie glaubten, dieß würde der Religion selbst vortheilhaft seyn, wenn man an seinem Beyspiele sähe, daß starke Geister und gründliche Gelehrte zugleich gute Christen seyn könnten. Herr **Pascal** erfand zu der Zeit einige tiefsinnige und ungewöhnliche Wahrheiten von krummen Linien. Seine Freunde glaubten, daß Andre schwerlich so weit kommen würden; weil diese Methoden damals würklich neu waren. Sie beweg-

wegten ihn daher, sie allen Geometern seiner Zeit als Aufgaben vorzulegen. Sie glaubten, daß dieß noch mehr beytragen würde, seinen Ruhm zu vermehren, wenn Andre sie nicht auflösen könnten. Allein Herr **Wallis** in England und der Vater **La Loubere** in Frankreich und noch Andre erfanden das Mittel, diese Aufgaben aufzulösen. Und dieß that dem Herrn **Pascal** vielen Schaden, weil man seine Ursachen nicht wußte. Ich bin so eitel nicht, mich mit diesem berühmten Manne zu vergleichen; ich habe auch keine so hohe Meynung von mir, daß ich das zu Stande bringen könnte, wozu Andre nicht vermögend waren. Ich habe aber doch das Glück gehabt, einige Entdeckungen zu machen, die das Gute an sich haben, daß sie einen Weg öfnen, auf den man weiter gehen kann, und daß sie die Methoden vermehren, welche zur Erfindungskunst gehören. Ich bin auch so glücklich gewesen, eine Rechenmaschiene zu erfinden. Sie ist von des Herrn **Pascals** seiner unendlich verschieden; denn sie bringt die grossen Multiplicationen und Divisionen in einem Augenblick und ohne Hülfe der Addition und Subtraktion heraus. Des Herrn **Pascals** seine hingegen, von der man (nicht ohne Grund) als von einem Wunder sprach, war eigentlich nur zur Addition und Subtraktion eingerichtet, welche man mit den ne-

perianischen Stäben verbinden konnte, wie hernach Herr **Moreland** gethan hat. Da die Herren **Arnaud**, **Huygens** und auch die Herren **Perrier**, **Pascals** Neffen, meinen Versuch zu Paris gesehen hatten, gestanden sie auch, daß **Pascals** Rechenmaschiene nicht mit der meinigen zu vergleichen wäre. Ich will Ihnen weiter nichts davon sagen, weil sie dieselbe hier selbst werden gesehen haben. Wenn also die schönen Entdeckungen des Herrn **Pascal** in den tiefsinnigen Wissenschaften den Gedanken, die er über die Wahrheit des Christenthums versprach, ein grösseres Gewicht geben sollten; so wage ich zu behaupten, daß meine glückliche Entdeckungen in diesen Wissenschaften meinen Meditationen über die Religion keinen Schaden thun werden. Denn meine Meditationen sind die Frucht eines grössern und längern Fleisses als Herr **Pascal** auf die Lehren der geoffenbahrten Theologie gewendet hat. — Wenn mir Gott noch einige Zeit Gesundheit und Leben schenkt; so hoffe ich, daß er mir auch genug Musse und Freyheit des Geistes geben wird, damit ich die Wünsche erfüllen kann, die ich seit mehr als dreyssig Jahren gethan habe, um auch das meinige zur Frömmigkeit und Unterweisung in dem wichtigsten Punkte beyzutragen.

Bemerkungen über Tolands Buch: das Christenthum ohne Geheimnisse.

Theil 5. Seite 142. *Annotatiunculae Subitaneae ad Tolandi librum.*

Ich hatte oft von einem englischen Buche reden hören, das den Titel hat: **das Christenthum ohne Geheimnisse.** Endlich fiel es mir in die Hände. Ich laß es sogleich begierig durch. Ich machte auch beym Lesen einige Bemerkungen auf ein Blatt Papier, wie ich zu thun pflege, wenn ich sonderbare Bücher lese. Ich muß gestehen, daß die genannte Schrift sehr sinnreich geschrieben ist, und ich überrede mich auch gerne, da die Liebe nicht argwöhnisch ist, daß sich der Verfasser, der viel Verstand und Gelehrsamkeit zeigt, und dessen Absichten wahrscheinlich sehr gut sind, vorgenommen hat, die Menschen von der theoretischen zur praktischen Theologie zu lenken und sie von den Streitigkeiten über die Person unsers Heylandes ab und zur Nachahmung seines Lebens zu bringen *). Wenn mir gleich der von ihm eingeschlagene Weg nicht

*) Die Streitigkeiten über diesen Lehrsatz waren damals in England sehr gemein und beschäftigten die gelehrtesten Männer.

nicht in allen Stücken gerade und einförmig genug vorkommt; so ist das doch richtig, daß die christliche Theologie in ihren wesentlichen Stücken praktisch ist, und daß die Hauptabsicht unsers Heylandes mehr gewesen ist, den Willen der Menschen zu heiligen, als ihren Verstand in Ansehung unbekannter Wahrheiten aufzuklären.

Doch ist dieß kein Grund zu leugnen, daß uns unser Heyland Lehren offenbaret habe, die für unsre Vernunft zu hoch waren, und man muß nicht nur alles, was den Partheygeist unter den Theologen ernähren könnte, sondern vielmehr das sorgfältig vermeiden, was die reformirte Geistlichkeit bey dem gemeinen Mann verhaßt und verachtet machen könnte. Eine gegen die Geistlichkeit feindselig gesinnte Sekte wäre die schädlichste von allen. Sie könnte Unruhe veranlassen, die unser Verfasser meiner Meynung nach gewiß nicht hat erregen wollen; denn er bemühet sich, wie es einem rechtschaffenen Manne zukommt, alle seine Gedanken auf das gemeine Wohl zu richten.

Folgender Titel seines Werks scheinet mir zuviel zu sagen: **das Christenthum ohne Geheimnisse, oder Abhandlung, darinn gezeigt wird, daß das Evangelium nichts enthalte,**

halte, was der Vernunft zuwider, oder über dieselbe wäre, und daß also kein Artikel der christlichen Lehre eigentlich ein Geheimniß genannt werden könne. — Man giebt zwar allgemein zu, daß die christliche Religion nichts in sich enthalten müsse, was der Vernunft zuwider, folglich ungereimt wäre; daß sie aber nichts enthalten könne, was über die Vernunft ist, das sehe ich nicht ein, mit welcher Wahrscheinlichkeit man dieß behaupten kann; denn die göttliche Natur, die unendlich ist, ist ja selbst nothwendig unbegreiflich, und es ist auch bey allen Substanzen etwas Unendliches. Daher können wir auch nur die unvollständigen Begriffe — als die Begriffe von Zahlen, Figuren und andern zufälligen Beschaffenheiten von dieser Art, – die Folgen der Abstraktion des menschlichen Geistes sind – vollkommen begreifen. Doch nehme ich mit dem Verfasser an, daß wir einen dunkeln Begriff von dem absoluten Unendlichen, an und für sich selbst betrachtet, haben. Aber unser eingeschränkter Verstand erlaubt uns keine deutliche Erkenntniß von einer unendlichen Menge Verhältnisse, ohne welche wir doch sehr oft etwas, besonders in göttlichen Dingen, nicht vollkommen begreifen können. Ich wundre mich auch, daß der Verfasser im Anfange seines Buchs, wenn er den streitigen Punkt fest setzt, diejenigen

tadelt, welche sagen: man müsse das verehren, was man nicht begreifen könnte. Mir scheint würklich nichts gewisser als diese Verhaltungsregel; wenn nicht in der Sprache des Verfassers **Begreifen** und **Erkennen** einerley bedeuten. Dieser Sinn ist aber dem Sprachgebrauche nicht gemäß, von dem man sich in Schriften, die für Jedermann aufgesetzt werden, nicht leicht entfernen muß.

Bemerkungen über den ersten Abschnitt.

Ich komme zum ersten Abschnitt des Werks. — Der Verfasser erklärt im zweyten Kapitel die Erkenntniß als die **Vorstellung der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der Ideen.** Ich finde hier eine Schwürigkeit. Die Definition scheinet mir richtig zu seyn, wenn man sie auf unsre vernünftige Erkenntniß, das heißt, auf die Erkenntniß anwendet, durch die wir Ideen, oder Definitionen auseinander herleiten, und das wir *a priori* nennen. Sie ist aber falsch, wenn man sie von der Erkenntniß aus der Erfahrung verstehet, die man aus den Würkungen schöpft, welches man *a posteriori* nennt. Die Ideen, welche die leztere ausmachen, sind oft nicht deutlich, folglich erkennen wir ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung nicht. Die Erfahrung belehrt

lehrt uns z. B. daß die Acida mit Violensirop vermischt, roth färben. Wir erkennen aber die Verhältnisse und Aehnlichkeiten nicht, welche die Ideen des Acidums der rothen Farbe und der Viole unter einander haben, weil diese Ideen unserm Verstande noch nicht deutlich genug sind. Gott allein kann nur alles in seinen Ideen erkennen.

Der Verfasser setzt im vierten Kapitel fest, daß die **Evidenz der Grund der Ueberzeugung ist.** Ich bestreite diesen Grundsatz nicht. Ich wünsche nur, daß man ihn nicht mißbraucht. Denn wenn gleich die Punkte, von denen wir überzeugt sind, nicht immer evident sind; so müssen doch die Gründe, durch die wir überzeugt worden sind, allezeit evident seyn. Das Ansehen der Personen, auf deren Zeugniß wir ein *factum* glauben, muß uns z. B. evident seyn, wenn wir gleich nicht immer die Art und Weise begreifen, wie sich dieß *factum* zugetragen hat.

Diejenigen also, die nicht einsehen, wie ein Mensch nach und nach, in kurzer Zeit hat können durch den Mund eine grosse Menge Milch, Dinte, Bier, Rheinwein, Brandtewein und andere Liqueurs in Gegenwart verständiger Personen, die es in der Nähe beobachteten, von sich geben. — Diejenigen, sage ich, können

nen das *factum* doch als gewiß glauben, nicht so sehr auf mein Zeugniß, wenn ichs gleich zweymal mit meinen eignen Augen in Hanover gesehen habe, als auf das Zeugniß einer Menge Menschen, die mit mir Augenzeugen davon gewesen sind, und sie können den Widerspruch einiger Schriftsteller für nichts achten, die ohne Grund behaupten, daß die Liqueurs, die jener Mensch von sich gab, nicht würklich verschieden wären, und daß sie nur in den Augen der Zuschauer durch Hülfe, ich weiß nicht, was für Essenzen, womit er sie im Munde zu färben wußte, Liqueurs zu seyn schienen.

Diese Evidenz, die wir als den Grund der Ueberzeugung ansehen, trift man, wenn vom göttlichen Glauben die Rede ist, nicht allein in dem Gegenstande dieses Glaubens, sondern auch in den Beweisen an, welche die Theologen gemeiniglich Gründe der Glaubwürdigkeit nennen.

Bemerkungen über den zweyten Abschnitt.

Der Verfasser erkennt, daß **kein ihm bekannter Theologe lehre, man müsse das glauben, was man zugleich als der Vernunft zuwider, erkennt. Aber die meisten,** sagt er, **lehren doch, es könne sehr leicht kommen, daß ein Glaubensartikel wenigstens**

stens der Vernunft entgegen zu seyn scheine. Dieß bestreitet der Verfasser in dem ersten Kapitel. — Ich will nur im Vorbeygehen anmerken, daß die Lutheraner, wenn gleich viele der Vornehmsten unter ihnen diese Benennung verwerfen, den Lehrsatz von der **Brodverwandlung im Abendmahl**, so wie er behauptet, nicht annehmen, und daß alle ihre Theologen, die Allenthalbenheit oder um besser zu reden, die Gegenwart des Leibes unsers Heylandes an allen Orten nicht mehr für wahr halten. Allein er tadelt die Socinianer mit Grund, daß sie eine Art von erschaffenen Gott annehmen, dem man die göttliche Ehre erweisen könne. In Absicht auf die gemeinen Begriffe, mit welchen sich die göttliche Wahrheiten vertragen, oder nicht vertragen, haben die vernünftigen Theologen seit langer Zeit einen Unterschied zwischen Wahrheiten von einer metaphysischen Nothwendigkeit gemacht, deren Gegentheil einen Widerspruch in sich enthält, und denen folglich keine göttliche Wahrheit entgegen gesetzt werden kann; und zwischen physischen Wahrheiten, die man aus der Erfahrung gelernt, und gleichsam aus der Gewohnheit hergenommen hat, welcher Gott ohne Hinderniß entgegen handeln kann, weil wir oft sehen, daß sich dergleichen in der Natur zuträgt, wie der Verfasser auch selbst in der Folge zugiebt. Dahin

hin gehört folgende Wahrheit, wenn ein Stück Eisen ins Wasser geworfen wird; so wird es seiner Natur nach zu Grunde gehen, und doch geschiehet es nicht, wenn es platt ist, und ein Gefäß daraus gemacht ist. Und wer kann zweifeln, daß nicht Gott viele andre Mittel in seiner Gewalt habe, dieselbe Würkung hervorzubringen, wenn er blos das in Bewegung setzt, was wir die Geheimnisse der Natur nennen können.

Aber genug hiervon! Wir wollen untersuchen ob der Verfasser Recht hat, wenn er behauptet: **daß in diesem Satze ein würklicher und ein scheinbarer Widerspruch einerley sind.** Ich kann mich davon nicht überzeugen. Ich gestehe gerne, daß wir gemeiniglich dem Scheine folgen müssen, und daß er bey uns oft die Stelle der Wahrheit vertritt. Wenn sich aber der Schein auf mancherley sich einander entgegen gesetzte Art zeigt; so findet die Regel nicht mehr Statt, und man muß untersuchen, welche Wahrscheinlichkeit der andern vorzuziehen ist. So gar hier muß man nicht bloß betrachten, welches die wahrscheinlichste Meynung, sondern welches die sicherste ist.

So schlägt man mir, z. B. etwas vor, wo die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes grösser ist als die des Verlustes. Wenn aber der

der Gewinn sehr mässig, und der Verlust sehr beträchtlich ist, und wenn das Verhältniß des Verlustes gegen den Gewinn viel grösser ist, als das Verhältniß der Hofnung gegen die Furcht; so muß ich aus Klugheit den Vorschlag verwerfen. Eben die Bewandniß hat es mit folgendem Falle: Wenn die Worte eines Herrn für eine Meynung sind und der Schein der Sachen selbst für eine andre, und wenn die Angelegenheiten des Herrn keiner Gefahr ausgesetzt sind, im Fall ich mich an die Worte des Herrn buchstäblich halte, und wenn ich hingegen selbst Gefahr laufe, sobald ich mich von den Worten entferne, so wird mir die Klugheit ohnfehlbar eingeben, mich an die Worte zu halten und nicht von den Buchstaben abzugehen. Dieß Verhalten wird um so viel vernünftiger seyn, ie mächtiger und weiser der Herr ist. Und siehet man nicht täglich in dem Militairstande, daß ein Officier hart bestraft wird, der ohne einen starken Grund den Befehl seines Generals nicht buchstäblich befolgt. Ich verstehe übrigens hier unter einem Scheinwiderspruch einen solchen, der sich gleich im Anfange zeigt, ehe die Sache hinlänglich ist untersucht worden. Wenn, z. B., ein Herr sogleich einen Blick auf die Rechnungen wirft, die ihm sein Haus-Hofmeister vorlegt, und glaubt einen Irrthum in der Summe oder in der Rechnung selbst

gewahr

gewahr zu werden; so darf er sich nicht auf das erste Urtheil berufen; er muß warten, bis eine wiederholte Durchrechnung und genaue Untersuchung es bestätigt. Denn die Erfahrung lehret, daß in allen Verwickelungen nichts so sehr zum Irrthum führt, als die Uebereilung in den Urtheilen.

Der Verfasser sagt an eben dem Orte, **daß man das glauben kann, was man einsiehet.** Dieß ist richtig, wenn man es nicht zuweit ausdehnt. Die Worte müssen freylich einen Sinn haben, aber es ist nicht immer nöthig, daß die Ideen deutlich oder gar vollständig sind: wie es die Erfahrungen beweisen, von denen ich oben geredet habe. Erfahrungen die wir glauben, wenn gleich viele unmittelbare Gegenstände unsrer Sinne, z. B. die Farben und der Geruch keine ganz deutliche Begriffe in unsre Seele bringen. Redet unser Verfasser nicht selbst mit den meisten Metaphysikern von der Substanz als einen **Behelf**; redet er nicht von **Ursachen** und vielen andern Gegenständen, davon der gemeine Mann vielleicht nicht hinlänglich deutliche Begriffe hat? Ich habe auch an einem andern Orte bewiesen, daß es so gar in der Geometrie Grundbegriffe giebt, die von den Geometern nicht genug wären entwickelt worden. Jemehr Jemand nachgedacht hat, iemehr fühlet er die genannten Mängel und iemehr

ist

ist sein Geist zu der Zurückhaltung und Bescheidenheit geneigt, die besonders in Religionssachen nicht zuviel fodert noch verspricht.

In dem zweyten Kapitel wird vorgetragen, **daß die Offenbarung eine Art von Unterricht, nicht aber ein Beweis, der überzeuge, sey** Wenn der Verfasser behauptet, daß die Offenbarung nicht mehr Glauben verdienet, als ein Lehrer, dem man nur glaubet was er beweiset, oder was er in deutlichen Begriffen vorträgt; so kann diese Behauptung nicht vertheidigt werden. Denn derienige, der die Offenbarung gegeben hat, ist in unsern Augen nicht allein ein Lehrer, sondern auch ein Zeuge und unwidersprechlicher Richter; seitdem wir Gewißheit haben, daß es Gott selbst ist, der es offenbaret hat. Eben so ist in menschlichen Dingen diese Evidenz in den Sachen selbst, die der Verfasser fodert, nicht immer nöthig, um zur Gewißheit zu gelangen. Die Zuverlässigkeit in den Personen ist oft hinreichend. Ganz anders ist es in den Wissenschaften, die blosses Raisonnement sind. Wenn mich, z. B. ein Lehrer in der Geometrie unterrichtet, dann gebe ich zu, was der Verfasser vorher ein wenig zu allgemein vorgebracht hatte, **daß der Grund meiner Ueberzeugung, nicht das Ansehen eines Lehrers, sondern die Klarheit der Be-**

 griffe

griffe sey. Ferner ist ungezweifelt gewiß, daß die Offenbarung nichts enthalten müsse, was Gott unanständig sey, da er der höchste Verstand ist. Allein, wie viel Dinge sind uns nicht in der Ordnung der Natur selbst wegen unsrer Unwissenheit ungereimt vorgekommen, weil wir uns nicht in dem wahren Mittelpunkt der Welt befinden, der der einzige geschickte Standort ist, aus dem wir die ganze fürtrefliche Harmonie entdecken und bewundern können. Auf diese Art glaubte der König Alphonsus, der wegen seiner Neigung zur Astronomie berühmt ist, thörigter weise, daß, wenn ihn Gott bey Schöpfung der Welt um Rath gefragt hätte, er ihm ein besseres Weltsystem würde vorgeschlagen haben. Wir wissen itzt, daß die Sonne der wahre Mittelpunkt unsers Systems ist. Wenn wir uns in Gedanken dahin versetzen; so sehen wir ganz deutlich ein, daß in dem ganzen Plane der Welt nichts zu verbessern noch zu wünschen übrig ist.

Der Verfasser giebt im dritten Kapitel mit Grunde zu, daß unser Heyland Wunder gethan habe. Wenn die Folge richtig ist; so räumet er ein, daß man in der christlichen Religion etwas glauben muß, was über die Vernunft ist. Denn was sind Wunder anders als Würkungen, die ein endlicher

Ver-

Verstand aus den Gesetzen der erschaffenen Natur nicht erklären kann, so viel scharfsinnige Einsichten er auch haben mag. —

Bemerkungen über den dritten Abschnitt.

Der Verfasser beweiset, daß die Geheimnisse bey den Heyden geheime Gebräuche bedeuteten, zu denen man die profanen, oder solche die nicht eingeweihet waren, nicht zuließ. Daher war ein Geheimniß ehedem eine Sache, die man nicht verstand, die man aber sehr gut hätte verstehen können, wenn man sie offenbaret hätte. Ich bin von dieser Meynung nicht abgeneigt, denn die heidnische Religion bestand nicht so sehr in Lehrsätzen als in Cerimonien, die ieder nach seiner Phantasie auslegen durfte. Dieß ist auch die Ursache, warum sie nicht unter einander über die Religion stritten.

Er merkt in dem zweyten Kapitel an, daß wir solche Sachen nicht unter die Geheimnisse setzen müssen, von welchen wir keine vollständige Begriffe haben, oder deren Eigenschaften wir nicht alle auf einmal erkennen. Ich gebe dieß sehr gerne zu; sonsten würden Cirkel und alle Figuren auch Geheimnisse seyn. Aber itzt kommt es darauf an, daß man weiß, ob es in der Natur Geheimnisse gebe? Hierauf antworte ich, daß

es in der Physik eine unzählige Menge Geheimnisse gebe, wenn man unter Geheimnisse das verstehet, was unsre Vernunft würklich übersteigt. Gesetzt, man fragte mich, ob die Kenntniß der Bestandtheile des Wassers über unsre Vernunft sey; so würde ich darauf antworten: daß sie über unsre itzige Vernunft sey. Denn ich weiß nicht, daß bisher Jemand eine Erklärung ihres Zusammenhangs gegeben habe, welche die Erscheinungen vollkommen entwickelt; doch zweifle ich nicht, daß man sie noch in der Folge geben werde. Wie viele andre Phönomene giebt es nicht noch, die über den Verstand der itzigen Generation und der folgenden sind, oder die der menschlichen Vernunft zu hoch sind, nicht nur nach ihrem itzigen, sondern auch nach ihrem künftigen Zustande in diesem sterblichen Leben betrachtet; Ob diese Phänomene gleich für andre Geschöpfe einer über die unsrige erhabenen Klasse nichts so unbegreifliches an sich haben können, und uns so gar einmal sehr verständlich seyn werden, wenn wir in einen vollkommnern Zustand werden versetzt seyn.

Wenn aber iemand das ein Geheimniß nennt, was über alle erschaffne Vernunft ist; so gebe ich zu, daß in diesem Verstande keine natürliche Erscheinung über die Vernunft sey. Aber es wird doch auch wahr bleiben, daß die

Kräf-

Kräfte eines ieden endlichen Verstandes zu schwach sind, iede Substanz völlig zu begreifen. Denn iede dieser Substanzen enthält etwas unendliches. Aus diesem Grunde wird man nie von dieser Welt vollkommen Rechenschaft geben können, und nichts verhindert, daß uns Gott Lehrsätze offenbaret, die wir niemals begreifen können, ob wir sie gleich in gewisser Absicht erkennen, und sie so gar gegen den Vorwurf des Widerspruchs vertheidigen können. Ich verstehe unter **begreifen** die Erkenntniß eines Gegenstandes, wenn die Begriffe, die man davon hat, nicht nur deutlich, sondern auch vollständig sind, das heißt, wenn man nicht blos das Wort, das den Gegenstand bezeichnet, erklären oder zergliedern kann, sondern wenn auch die Worte, die in der Erklärung vorkommen, von selbst zergliedert werden, bis man zu solchen Ausdrücken kommt, die anschauende Wahrheiten bezeichnen. Ein Beyspiel hievon giebt uns die Arithmetik.

Der Verfasser bemühet sich in dem dritten Kapitel zu beweisen, daß das Wort **Geheimniß** in der heiligen Schrift und in den Büchern der ältesten Zeiten niemals in dem Sinne gebraucht sey, den ihm die Theologen geben. Er führt so gar selbst eine Stelle Pauli an, wo gesagt wird: **daß kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und in keines**

Menschen Herz nie kommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Der Apostel scheinet eine Belohnung auszudrücken, die uns unbekannt ist, nicht allein, weil man niemals zu uns davon geredet hat, sondern auch, weil wir sie, wenn man auch zu uns davon redete, doch nicht begreifen würden. Unsre Sinne müßten denn verfeinert werden, und wir müßten schon einige Erfahrung damit gemacht haben. So wie ein Blinder, wenn man ihm die Augen nicht öfnet, nicht von Farben urtheilen kann, wenn man ihm gleich die ganze Theorie davon erklärt.

Uebrigens merkt unser Verfasser sehr wohl an, daß viele Dinge den Philosophen unbekannt gewesen sind, und durch die Vernunft allein nicht hätten erkannt werden können; nicht weil sie unbegreiflich wären, sondern weil sie von einem Erfahrungssatz abhiengen, den wir nur durch eine göttliche Offenbarung lernen konnten. Er führt z. B. die Lehre vom Falle Adams an, der die grossen Schwürigkeiten über den Ursprung der Sünde, die den Philosophen so viele Mühe gemacht, gehoben hat. Der Verfasser sagt, daß er nach diesen Betrachtungen nicht einsehe, was die Offenbarung einer unbegreiflichen Wahrheit für Vortheile habe. Ich bin nicht seiner Meynung. In der Ord-

nung der natürlichen Dinge ist gewiß die Entdeckung der Magnetnadel, und wird immer eine Sache von grossem Werthe bleiben, wenn gleich die physischen Ursachen ihrer Richtungen ewig unbekannt bleiben sollten; so kann auch in der Theologie eine Wahrheit, deren Grund man nicht angeben kann, dem ohngeachtet in der Ordnung des Heils von grosser Wichtigkeit seyn. —

Der Verfasser bemerkt nach dem Apostel **Paulus**, daß der Glaube aus dem entstehe, was man gehört hat, *fides ex auditu*. Aber, erwiedert er, **wenn man das nicht verstehet, was man gehört hat, ist dann der Glaube nicht offenbar eitel und gar kein Glaube zu nennen?** — Er hat ohnfehlbar recht, aber es ist ein grosser Unterschied zwischen eine Sache vollkommen begreifen und die Worte verstehen, in welchen sie eingekleidet ist. Die Natur stellt uns tausend Beyspiele auf. Oft sind unsre Ideen oder die Kunst nach unsern Ideen zu schliessen, nicht hinreichend, uns die Verbindung des Subiekts und seiner Eigenschaft begreiflich zu machen, wenn wir gleich beydes einigermassen kennen. Wie viele giebt es nicht, die selbst in der Geometrie die Lehrsätze der Figuren nicht würden demonstriren können, die ihnen doch sehr deutlich bekannt sind, wenn gleich diese Lehr-

sätze von andern Geometern entdeckt und ihre Demonstrationen bekannt gemacht worden sind.

Ich habe weiter oben eingewendet, **daß die Wunder über die Vernunft sind.** Der Verfasser macht sich diese Einwendung in dem fünften Kapitel selbst. Seine Definition von den Wundern ist der gemeinen Meynung der Theologen ziemlich gemäß. Er erklärt sie als eine **Würkung, welche über die Gesetze der Natur und ihre gewöhnliche Würkungen ist.** Er erkennet zugleich, daß sie **möglich und begreiflich sind.** Aber in eben diesem Sinne behaupten die Theologen auch, daß die Geheimnisse möglich und begreiflich sind. Denn sie sind alle völlig überzeugt, daß sie keinen Widerspruch in sich schliessen, und daß man von den Ausdrücken einen Begriff habe, darinn sie vorgetragen werden, wenn gleich die Art und Weise, beyde zu erklären, von der menschlichen Vernunft nicht eingesehen wird. Der Einwurf scheinet mir daher in seiner ganzen Stärke zu bleiben. Vergebens würde man anmerken, daß die Geheimnisse Lehren, und die Wunder *facta* sind. Denn die Wunder sind so zu sagen, vergängliche Geheimnisse, und es giebt gewisse Geheimnisse, die in gewissem Betracht beständige Wunder sind. — —

Ich

Ich beschliesse mit dem Zusatz, daß die grossen Philosophen unsers Jahrhunderts eine Menge Geheimnisse in der Natur erkennen. Einige berühmte Cartesianer sehen z. B. in der Vereinigung der Seele und des Körpers ein beständiges Wunder. Andre leugnen, daß man iemals die Zusammensetzung der an einander hängenden Theile und die Vereinigung der Freyheit des Menschen mit der Prädestination einsehen könne. **Locke**, ein sehr berühmter englischer Philosoph, hatte ehedem gelehret, daß die Erklärung aller Erscheinungen der Körper aus der Festigkeit, der Ausdehnung und ihren übrigen Modifikationen könnte hergeleitet werden. Er nimmt aber diese Meynung mit einer eines wahren Philosophen würdigen Aufrichtigkeit zurück. Er erkläret, daß er durch die Beweisthümer des grossen **Neutons** sey überzeugt worden, und itzt in iedem Theile der Materie eine anziehende Grundkraft annehme, die sich nicht auf den Mechanismus gründet, und die folglich ihrer Natur nach unerklärbar ist. Ob ich gleich der Meynung bin, daß einige der vorigen Artikel bis auf einen gewissen Grad erklärt werden können, und selbst einen Versuch einer Erklärung über die Vereinigung der Seele und des Körpers bekannt gemacht habe, so denke ich doch itzt über das Innere der Natur ganz anders. Ich

 halte

halte sie für eine unbegreifliche Höhe; und diese Unbegreiflichkeit schreibe ich dem Unendlichen zu, das iede Substanz umgiebt, und das die Quelle der klaren und dabey dunkeln Ideen ist, so wie die Ideen sind, die wir von einigen sinnlichen Eigenschaften haben, und davon sich keine Kreatur iemals vollkommen befreien wird; so scharfsichtig man sie sich auch immer denken mag.

Alle diese Reflexionen zeigen ohne Zweifel, daß man sich um so viel weniger wundern darf, wenn die göttlichen Dinge dem ganzen menschlichen Verstande unerforschliche Abgründe darstellen. Wenn man nun in der Theologie einige schwere und in Verwirrung setzende Fragen antrift, die nicht mit Deutlichkeit und Klarheit sind auseinander gesetzt worden; so ist dieß kein Grund, die Theologen anzugreifen, und alle ihre Systeme, das heißt, die methodische Erklärung ihrer Meynungen zu verwerfen. Sonsten müßte man auch aus eben dem Grunde alle Systeme der Philosophie oder Medicin verbannen. Die Theologen müssen sich nur sorgfältig für den Vorwurf in Acht nehmen, den man den Aerzten mit so vielem Rechte gemacht hat, daß sie nemlich zu viele Zeit mit Streitigkeiten zubringen und dadurch das wahre Wohl der Menschen und das Praktische vernachläßigen.

Kritik und Spötterey in Religionssachen.

Theil 5. Seite 47.

Bemerkungen über die: Briefe über den Enthusiasmus.

I.

Der Lord Schaftsbury *) glaubt, daß die öffentliche Gewalt der Freyheit zu kritisiren zu enge Schranken setze, und wünscht, daß ihr alles unterworfen seyn mögte. Ich will mich überreden, daß er nicht von Lehrsätzen spricht, und daß er nicht leugnen wird, man müsse gegen gewisse Personen Achtung haben. Oft sind aber diese Lehrsätze mit diesen Personen vereinigt, und wann diese Lehrsätze richtig sind, wann sie nützliche und wichtige Wahrheiten enthalten; so sehe ich nicht ein, wozu die Freyheit, diese Wahrheiten zu kritisiren und zweifelhaft zu machen, dienen kann.

II.

*) Der Graf von Schaftsbury starb am 15. Februar 1713. zu Neapolis. Der Herr von Leibnitz hatte mit diesem Herrn kurz vor seinem Tode einen Briefwechsel angefangen, und versichert, daß er seine Gedanken ganz geändert habe, die er in seiner kleinen Piece, „über den Nutzen der Spöttereyen,„ geäussert. Theil 6. Seite 290.

II.

(Seite 48.) Man hat noch weniger Grund zu wünschen, daß man alles lächerlich machen dürfe. Der Spott, sagt man, kann gegen die Vernunft nicht aushalten. Dieß hätte seine Richtigkeit, wenn die Menschen lieber vernünftig redeten, als lachten. Aber der ungegründete Spott, wirft man ein, wird nur den Pöbel blenden. Ich antworte, daß der Pöbel grösser ist, als man denkt. Es giebt viele gesittete Leute, die in Absicht auf ihr Raisonnement zum Volke gerechnet werden müssen. Oft lassen sich auch die Vernünftigsten zu dem Vergnügen verleiten, mehr zu lachen, als es sich gebührt. Wir haben gegen alles Nachsicht, was uns Vergnügen verursacht, und wir untersuchen es nicht gerne nach der grössesten Strenge. Ueberdem ist es nicht vernünftig, das Volk im Irrthum zu lassen, und ohne Umstände zuzugeben, daß es verblendet werde.

III.

Man kann mit Grunde sagen, daß die Ernsthaftigkeit viel zum Betrug beiträgt; ich mögte aber nicht sagen, daß sie wesentlich dazu erfodert wird. Der Scherz trägt eben so viel dazu bey. Alles was vergnügt und unsre Augen von dem rechten Punkte abziehet, ist geschickt zu betrügen. Indessen siehet man ein, daß man nie zu ernsthaft seyn kann,

wenn

wenn die Sache würklich ernsthaft oder wahr ist. Man behauptet aber zugleich, daß man frey darüber spotten könne, wenn man Grund hat daran zu zweifeln. Alle Menschen werden hierinn nicht übereinstimmen. Man muß das Sicherste wählen, und so wie man den Masken nicht übel begegnen muß, muß man nur solche Lehren lächerlich machen, deren Seichtigkeit man erkannt hat; und so lange man zweifelt, ist es gut zurückhaltend zu seyn. Denn, daß man über eine Sache spotte und zusehe, ob man sie lächerlich machen könne oder nicht, wenn man ihre Richtigkeit oder Falschheit entdecken will, wie unser Verfasser vorschlägt, ist nicht als ein Mittel zu empfehlen. Man kann alles in der Welt lächerlich machen, wenigstens in Absicht auf das Fremde, was Zufall oder Gewohnheit damit vereinigen können. **Con • fu • tze** war der **Socrates** der Chineser. Indessen können sich die Deutschen sowohl als Franzosen, wenn sie diesen Namen aussprechen hören, in Rücksicht auf ihre Sprache kaum des Lachens enthalten.

IV.

Der Verfasser bildet sich aber ein, daß die Ernsthaftigkeit dem Raisonnement schade. Denn, sagt er, wenn wir in Ansehung eines gewissen Punkts geglaubt haben, Formalisten seyn zu müssen; so werden wir es fast

in Ansehung aller andern Punkte seyn müssen. Allein dieß heißt, meiner Meynung nach, in seinen Schlüssen zu weit gehen. Man muß in der Arithmetik ein Formalist seyn; und auch die Buchhalter der Kaufleute müssen es seyn. Sind es diese aber in allen Stücken? Die Magistratspersonen, die Cerimonienmeister, die Herolde bey Armeen legen ihr Formular mit ihren Cerimonienkleidern, und mit der Verwaltung ihrer öffentlichen Geschäfte auf die Seite — —

V.

(Seite 49.) Die Weisen, sagt man, liessen vor Zeiten dem Volke die Freyheit, Narren zu seyn. Dieß kann in Ansehung einiger unschuldigen Thorheiten geschehen: wenn man es aber billigen will; so müssen sie sehr unschuldig seyn, und ergötzen. Der römische Rath schafte die Bachanalien ab, weil grosse Unordnungen vorfielen.

VI.

Man billigt die Meynung des Herrn Harrington mit Recht, wenn er in seiner *Oceana* annimmt: es gebe einen öffentlichen durch die Gesetze eingeführten Gottesdienst. — — Unser Verfasser giebt aber hier keinen hinreichenden Grund von der Einführung eines öffentlichen Gottesdienstes.

Was?

Was? sagt er: giebt es nicht eben sowohl öffentliche Spatziergänge als Privatgärten, eben sowohl öffentliche, als Privatbibliotheken? Mit diesem Raisonnement will er blos beweisen, daß es so seyn kann, aber nicht, daß es so seyn muß. Die Spatziergänge und Bibliotheken, sind angenehm und nützlich: aber der öffentliche Gottesdienst ist nöthig, weil die Verehrung Gottes nöthig ist. Viele Privatpersonen, die an dem öffentlichen Gottesdienste Theil nehmen, würden Gott nicht verehren, wenn kein öffentlicher Gottesdienst wäre.

VII.

Man lobet die Alten, welche solche Leute duldeten, die Erscheinungen zu haben vorgaben, und welche den Philosophen völlige Freyheit gaben, über die eingeführte Religion zu spotten. Man kann diese Alten entschuldigen; denn das Heydenthum hatte fast gar keine festgesetzte Lehrartikel. Wenn sie über die Religion spotteten, konnte man immer sagen, daß die wahre Religion nicht getroffen wurde, und diejenigen, die Erscheinungen zu haben vorgaben, konnten sich immer unter dem Schutz einer Gottheit begeben. Indessen war diese Duldung der Alten nicht ohne Ausnahme. Socrates billigte sie. Das ist aber etwas sehr merkwürdiges, daß die Alten

die Religionskriege nicht kannten. Diese Geissel war späteren Zeiten aufbehalten.

VIII.

Man hat die schöne Bemerkung gemacht, daß sich der Zwang mit der Wahrheit nicht verträgt, und daß wir sehr schlechte Philosophen und Mathematiker haben würden, wenn sich die Gesetze einmischten und diese Wissenschaften ordneten. Man hat dieß für wahr befunden, da die Philosophie des Aristoteles die Religion und die Obrigkeit für sich hatte. Das heißt aber die Sache übertreiben. Wenn man sagt, man müsse — um zu verhindern, daß das Denken nicht aus der Welt verbannet werde, – dem Geiste eine uneingeschränkte Freyheit lassen, sogar wenn er zur Spötterey soll angewendet werden. Dieß kann und darf fürnehmlich nicht in solchen Schriften geschehen, die über heilige und ehrwürdige Sachen zum Vorschein kommen müssen. Man erstickt den Verstand nicht, wenn man ihn verhindert, daß er ausschweift.

IX.

(Seite 50.) Es ist eine richtige Bemerkung, daß, wenn ein Tribunal wider die poetische Freyheit errichtet würde, ieder würde Poet seyn wollen und Romane herausgeben. Es war würklich einmal ein Pabst, der Vorurtheile genug hatte, zu der Zeit, da die schö-

nen

nen Wissenschaften wieder aufkeimten, eine Art von Inquisition gegen die Poeten aufzurichten. Es war Paul II. Er glaubte, sie wollten das Heydenthum wieder einführen. Man spottete aber über seinen Argwohn. Der Verfasser will nicht, daß man gegen gewisse Uebel ernstlich verfahre und fället mit Grunde das Urtheil: das wahre Mittel, die Menschen von der Romanensucht zu heilen, sey, sie lächerlich zu machen. Allein, da die romansüchtigen Leute keine Parthey ausmachen, und sich wenig Personen zu derselben schlagen; so kann man keine Folge daraus ziehen. Ganz anders ist es in Ansehung gewisser Religionsmeynungen. Doch hat, im Vorbeygehen zu sagen, der Ritter Temple geglaubt, daß Don-Quixote seiner Nation Unrecht gethan, und daß, da er seine Landesleute von einer übertriebenen und romanhaften Tapferkeit befreiet, er sie zu dem andern Extrem zur Weichlichkeit gebracht. Ich weiß nicht, ob Herr Temple Recht hat; aber ich würde befürchten, daß es eine gleiche Bewandniß mit dem habe, der die Menschen durch Spöttereyen vom Aberglauben abführen wollte. Denn ich glaube, wenn es ihm gelänge; so würde er sie zu Bösewichtern machen.

X.

(Seite 51.) Der Verfasser sagt: Ich

 will

will lieber alles wagen, und mich an die Religion halten, als meine Zweifel zu verbannen suchen, und meinen Geist mit Kleinigkeiten beschäftigen. Dieß reimt sich nicht mit dem Vorsatz zu spotten. Es scheint auch, als ob der Verfasser itzt anfange, diesen Vorsatz aufzugeben, und sich bey der Frölichkeit einzuschränken. Alles, was ich behaupte, sagt er, ist, daß man sich bemühen muß, bey guter Laune zu seyn, wenn man an die Religion denken will. Wenn gute Laune die Empfindungen der Freude bedeutet, dann ist nichts so vernünftig, als dieß.

XI.

Das folgende ist fürtreflich, nemlich, daß die gute Laune, das heißt, das Vergnügen oder die Freude, der sicherste Grund der Religion und der Frömmigkeit sey; daß uns dieser Gemüthszustand von der Meynung entferne, als ob die Welt durch einen bösen Gott regiert werde, und daß uns fast blos die üble Laune in den Atheismus stürzen könne; weil ein Mensch von übler Laune Gelegenheit findet, dem zu widersprechen, was in der Welt ist, und geneigt ist, einen Gott zu leugnen oder unanständige Gedanken von ihm zu hegen. Denn nichts anders, sagt er, als unsre eigne verdrießliche Gemüthsart schreibt Gott Zorn, Stolz und Hochmuth zu. Alles dieß ist sehr vernünftig.

XII.

Der Verfasser lobt die heydnischen Kayser, die keine Verfolger gewesen sind. Doch sagt er vom Kayser Julian, daß er den Christen die Kirchengüter und die öffentlichen Schulen entzogen habe. Dieß verhält sich aber ganz anders. Er untersagte ihnen den **Homer** in den Schulen zu lesen, und befahl ihnen, wie er sagte, nach ihren eignen Grundsätzen, sich mit Lesung des Matthäus und Lucas zu begnügen. Er glaubte, ihnen dadurch den Beystand der schönen Wissenschaften zu entziehen.

XIII.

Man sagt, daß, wenn man den alten Märtyrern nachahmen muß, um ein wahrer Christ zu seyn, es heut zu Tage keine Christen geben werde, weil kein vernünftiger Mensch wird in eine Mosquee gehen und den Gottesdienst der Türken unterbrechen wollen. Er hat hierinn Recht. Aber er irrt sich, wenn er glaubt, daß dieß der Geist der alten Märtyrer war. Man findet im Gegentheil, daß die Väter den übel angebrachten Eifer derer getadelt haben, welche die Heyden zur Unzeit in ihrem Gottesdienst stöhreten.

XIV.

(Seite 52.) Man glaubt aber, daß sich das Christenthum nicht so weit würde ausgebreitet haben, und keine Reformation vorgegan-

gegangen seyn, wenn Rom und die Heyden dabey stehen geblieben wären, die Protestanten und Christen lächerlich zu machen. Dieß ist vielleicht so unwarscheinlich nicht; aber vielleicht hätten sich das Christenthum und die Reformation auch, ohne das Hinderniß der Strenge, noch weiter ausgebreitet. Und es ist schwer, diese Fragen aus der Wissenschaft zu entscheiden, welche die Theologen die mitlere Wissenschaft nennen, die sich darüber erstreckt, was in einem gewissen Falle vielleicht geschehen seyn würde.

XV.

Man lobt den **Socrates**, weil er über die Spöttereyen des Komödienschreibers, **Aristophanes**, nicht unwillig geworden ist. **Socrates** konnte auch kein beßres Theil erwählen, denn er war nicht im Stande, diese Spöttereyen zu verhindern. Allein die Obrigkeit und die Geistlichen verhalten sich gegen solche Spöttereyen ganz anders, die sie für zu stark und schädlich halten. Sie haben auch ganz recht; denn sie sind vermögend einem guten Theile derselben Einhalt zu thun. Indessen handeln sie recht, wenn sie Kleinigkeiten hingehen lassen. Eine weise Obrigkeit läßt das Volk immerhin sprechen, wenn das Volk sie nur handeln läßt, wie sie will.

XVI.

Wir kommen darauf zurück, daß es vortheil-

theilhaft ist, aufgeräumt zu seyn, wenn man an die Religion denkt; und ich stimme darinn mit ein. Daraus folgt aber nicht, daß die Zeit der Leiden dieser Gemüthsart immer entgegen sey. Ich gebe zu, daß die Verfolgung überhaupt, nicht wünschenswürdig ist, und daß sie dem Glauben Vieler Schaden thue. Aber sie giebt auch dem Glauben Einiger ein glänzendes Ansehen. Man bemerkt nie mehr Eifer als bey solchen Prüfungen; und man trift nirgends mehr grosse Beyspiele einer starken Anhänglichkeit an. Dieß muß ohnstreitig zu den geheimen Gründen gerechnet werden, welche die Vorsehung haben kann, die Verfolgung der Wahrheit zuzulassen. Man kann sogar sagen, daß die Religion oft genug das Gemüth in Widerwärtigkeiten heiter macht, und dazu dienet, daß wir unsern Trost bey Gott, und in der Hofnung eines künftigen Lebens finden, wenn wir auf dieser Welt von Menschen verlassen sind. Und wenn auch gleich die Religion derer, die sie tröstet, falsch seyn sollte; so würde ihnen sogar ihr Irrthum in diesen Umständen nützlich seyn. —

Die Gerechtigkeit und Fürsehung Gottes.

Theil 5. Seite 54.

Ich nehme mit dem Lord Schaftsbury an, daß sich ein grosser Mann nicht darüber

betrüben werde, wenn ein Unwissender und Einfältiger seine Verdienste nicht kennt, und daß dieß Gott noch weniger anständig sey. So wie aber ein Mensch, der keinen geschickten Arzt kennt, dadurch schon genug gestraft ist, weil er von seiner Krankheit nicht befreiet wird: so kann es auf eben die Art kommen, daß sich diejenigen, welche die Eigenschaften der Gottheit nicht kennen, dadurch selbst strafen, weil sie der Hülfe beraubt sind, die sie von dieser Kenntniß erwarten können.

Es ist sehr wohl ausgedrückt, daß nur das moralisch Beste bey der Gottheit statt haben kann, und daß daraus folgt: Gott übertreffe alle Menschen unendlich an Güte. Allein, wenn man hinzusetzt, daß uns auf diese Art weder einige Furcht noch einige beunruhigende Zweifel übrig bleiben, und daß wir uns nicht für etwas Gutes, sondern für etwas Böses fürchten können; so finde ich gegen diese Folgerung etwas zu erinnern, welche der Meynung einiger Völker zum Theil gleich ist, die sich nur für eine böse Gottheit fürchten. Es giebt Strafen, welche dazu dienen, daß sie entweder würkliche Sünder, oder wenigstens einige andere bessern. Es giebt auch natürliche Strafen, die, wie ich schon erinnert habe, eine Folge der Sünden sind. Und in allen diesen Strafen, oder in allen die-

sen

sen auf die Sünde folgenden Uebeln ist nichts der Güte Gottes zuwider. Es ist vielmehr Güte oder Weisheit, welche dieselben um eines grössern Gutes willen fodert.

Die Gedanken sind fürtreflich, daß Gott ein allgemeiner Geist, ein Verstand, der sich über alles erstreckt, ein gemeinschaftlicher Vater ist; und daß uns dieser Gedanke weniger erschrecken muß, als der einer verwaiseten, dem Zufall überlassenen, Welt. Wenn man aber sagt, daß es bey dem iezigen Zustande der Religion viele gutgesinnte Menschen giebt, die weniger befürchten würden, sich diesem Ohngefähr ausgesezt zu sehen, und die mehr Beruhigung haben würden, wenn sie überzeugt wären: Sie hätten nach diesem Leben nichts zu befürchten; so glaube ich auch behaupten zu müssen, daß diese gut gesinnte Menschen schlecht unterrichtet sind. Indessen ist es gut, daß sich die Bösen für die Strafe fürchten, und daß die Guten besorgen, böse zu werden. Man sagt ferner, der Gedanke, daß kein Gott sey, habe niemals einen Menschen zittern gemacht; wohl aber der Gedanke, daß ein Gott sey. Allein, ich bin dieser Meynung nicht. Man kann nicht allein zittern, wenn man ein grosses Uebel besorgt, sondern auch, wenn man an den Verlust eines grossen Gutes denkt.

Man kann die Einwürfe gegen die Geheimnisse leicht beantworten.

Theodicee. Gespräch über die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft. §. 27.

Es scheint, daß Herr Bayle seine vorgelegte Zweifel gegen die Geheimnisse nur in Rücksicht auf unsre itzige Einsichten für unauflöslich hält, und er giebt auch die Hoffnung nicht auf, daß nicht iemand einmal eine bisher unbekannte Entwickelung finden sollte. Doch habe ich hierinn eine Meynung, die vielleicht auffallend seyn wird. Ich glaube, daß diese Auflösung ganz gefunden ist, und nicht unter die schwersten gehört; daß ein mittelmässiges Genie, das mit den Regeln der gemeinen Logik Aufmerksamkeit genug verbinden kann, im Stande ist, auf die verwirrendesten Einwürfe gegen die Wahrheit zu antworten, wenn die Einwürfe aus der Vernunft hergenommen sind, uud wenn man sie für Demonstrationen ausgiebt. So viel Verachtung auch heut zu Tage der gemeine Haufe der Neuern auf die Vernunftlehre des Aristoteles wirft; so muß man doch gestehen, daß sie untrügliche Mittel lehret, dem Irrthum in gewissen Fällen zu widerstehen. Denn man darf den Vernunftschluß nur nach den Regeln untersuchen, man wird immer sehen

hen können, ob er in der Form unrichtig ist, oder ob die Prämissen noch nicht gehörig erwiesen sind.

Ganz anders ist es, wenn es auf Wahrscheinlichkeit ankommt. Denn die Kunst, nach wahrscheinlichen Gründen zu schliessen, ist noch nicht recht bearbeitet worden. Unsre Logik ist in Betracht dessen noch sehr unvollkommen und sie ist fast weiter nichts, als die Kunst nach Demonstrationen zu schliessen. Allein diese Kunst ist hier zureichend; denn wenn man die Vernunft einem Glaubensartikel entgegensetzt; so bekümmert man sich um solche Einwürfe nicht, welche auf blosse Wahrscheinlichkeiten hinauslaufen. Denn Jedermann giebt zu, daß die Geheimnisse, nach der Vernunft betrachtet, wider allen Schein sind, und nichts wahrscheinliches an sich haben. Aber es ist schon genug, daß nichts ungereimtes in ihnen ist. Man kann sie also nur durch Demonstrationen widerlegen.

So muß man es ohne Zweifel verstehen, wenn uns die heilige Schrift sagt, daß die Weisheit Gottes den Menschen eine Thorheit sey, und wenn Paulus anmerkt, daß das Evangelium von Christo den Griechen eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß sey. Denn im Grunde betrachtet, kann eine Wahrheit der andern nicht widersprechen. Und

die Vernunft ist eben sowohl ein Geschenk Gottes, als die Offenbarung. — Es ist auch eine, unter gründlichen Theologen, ausgemachte Sache, daß die Gründe der Glaubwürdigkeit das Ansehen der heil. Schrift vor dem Richterstuhl der Vernunft ein für allemahl rechtfertigen; damit die Vernunft der Offenbarung als einem neuen Lichte in der Folge nachgebe, und derselben alle ihre Wahrscheinlichkeiten aufopfere. Dieß verhält sich fast so, wie ein neuer Chef, der von seinem Fürsten geschickt wird, sein Patent der Versammlung vorlegen muß, in der er nachher den Vorsitz haben soll.

Wie die Einwürfe der Manichäer von den Deisten beantwortet werden müssen.

Theodicee. Abhandlung von der Uebereinstimmung. §. 43.

Die Einwürfe der Manichäer sind der natürlichen Religion eben so sehr zuwider, als der geoffenbarten. Und wenn man auch auf ihr Zumuthen die heil. Schrift, die Erbsünde, die Gnade Gottes in Christo, die Höllenstrafen und die übrigen Artikel unsrer Religion fahren liesse; so würde man sich doch dadurch von ihren Einwendungen nicht befreyen. Denn man kann nicht leugnen, daß

es physisches Uebel, oder Leiden, und moralisches Uebel, oder Sünden, in der Welt giebt, und daß das physische Uebel hier nicht immer nach dem Verhältniß des moralischen ausgetheilet ist, wie es die Gerechtigkeit zu erfodern scheint. In der natürlichen Religion wird daher immer die Frage aufgeworfen werden, wie ein höchst gütiges, weises und allmächtiges Wesen das Böse, besonders die Sünde habe zulassen und sich entschliessen können, die Gottlosen oft glücklich und die Frommen unglücklich zu machen.

Auch ohne den geoffenbarten Glauben wissen wir, daß es eine solche einzige vollkommen gute und weise Ursache aller Dinge giebt. Die Vernunft lehrt es uns durch untrügliche Beweise, folglich sind alle Einwürfe, die man von den Unvollkommenheiten vieler Dinge im gemeinen Leben hernimmt, nur auf einen falschen Schein gegründet. Denn, wenn wir im Stande wären, die allgemeine Harmonie einzusehen; so würden wir gewahr werden, daß dasjenige, was wir so gern tadeln mögten, zu dem Plan gehört, der am meisten verdiente erwählet zu werden. Kurz, wir würden sehen, und nicht blos glauben, daß alles, was Gott gemacht hat, das Beste ist.

Der vernünftige Glaube der Christen.

Eben daselbst. §. 51.

Origenes hat dem Celsus gezeigt, wie vernünftig das Christenthum sey, und warum die meisten Christen doch ohne Untersuchung glauben müssen. Celsus hatte über das Verhalten der Christen gespottet, „die, sagte er, „weder eure (der Heyden) Gründe anhören, „noch euch von dem Beweise geben wollen, „was sie glauben, und euch daher blos sagen: „untersuchet nicht, glaubet nur; oder auch, „euer Glaube wird euch selig machen. „Sie nehmen die Maxime an, daß die Weisheit der Welt etwas Böses sey.„

Origenes antwortet darauf als ein geschickter Mann *), und auf eine mit unsern oben angenommenen Grundsätzen übereinstimmende Art. Die Vernunft ist dem Christenthume nicht entgegen. Sie dienet demselben vielmehr zur Grundlage und wird es denen annehmungswürdig machen, die zu einer Untersuchung desselben kommen können. Weil aber wenige Menschen dazu fähig sind; so ist die himmlische Gabe eines blossen Glaubens, der zum Guten führet, überhaupt hinreichend. — „Wenn es möglich wäre, sagt er, daß alle Men-

*) Buch 1. Kap. 2.

„Menschen die Angelegenheiten dieses Lebens
„bey Seite setzten, und sich dem Studiren
„und dem Nachdenken ergäben; so dürfte man
„keinen andern Weg suchen, ihnen die christ=
„liche Religion annehmlich zu machen. Denn,
„um nichts beleidigendes zu sagen, (er giebt
„zu verstehen, daß die heydnische Religion
„abgeschmackt sey, er will es hier aber nicht
„ausdrücklich sagen) so wird man darinn
„eben so viel Richtigkeit als anderswo fin=
„den, es sey bey der Untersuchung ihrer Dog=
„men, oder in der Erklärung der räzelhaf=
„ten Ausdrücke ihrer Propheten, oder in der
„Erklärung der Parabeln in den Evangelien
„und unzählig vieler andern Dinge, die als
„Vorbilder geschehen, oder verordnet sind.
„Denn da sowohl die Bedürfnisse des Lebens,
„als auch die Schwachheiten der Menschen
„nur einer sehr geringen Anzahl verstatten,
„sich dem Studiren zu widmen, was für ein
„besser Mittel könnte man wohl zum Besten
„des übrigen Haufens finden, als das, welches
„Jesus Christus, zur Bekehrung der Völker
„hat angewendet wissen wollen? Und ich
„mögte wohl, daß man mir wegen der gros=
„sen Anzahl der Gläubigen, — die sich da=
„durch aus dem Koth des Lasters, darinn sie
„vorher versunken waren, herausgerissen, —
„sagte, welches das Beste wäre; auf diese
„Art seine Sitten geändert und sein Leben
„gebes=

„gebessert zu haben, wenn man ohne Untersu„chung glaubt: daß auf die Sünde Stra„fen, und auf die guten Handlungen Beloh„nungen erfolgen; oder mit seiner Bekehrung „zu warten, bis man dieß nicht nur geglaubt, „sondern bis man auch die Gründe dieser „Lehrsätze sorgfältig untersucht hat? Es ist „gewiß, daß nach dieser Methode nur sehr „wenige dahin kommen würden, wohin sie „ein blosser Glaube führt, und daß die meisten „in ihrem Verderben bleiben würden.„

Celsus macht den Christen eben daselbst einen andern Einwurf. „Wenn sie, sagt er, „sich auch bloß bey ihrem, **untersuchet nicht, „glaubet nur,** einschränken; so müssen sie mir „doch wenigstens sagen, was ich für Dinge glauben soll.„ Hierinn hat er ohnstreitig Recht. Und dieß ist gegen diejenigen gerichtet, die sagen: Gott sey gütig und gerecht, und die doch behaupten, wir hätten keinen Begrif von der Güte oder der Gerechtigkeit, wenn wir ihm diese Vollkommenheiten zuschreiben. Man muß aber nicht immer vollständige Begriffe verlangen, die nichts entwickeln, was nicht schon erklärt ist, weil selbst die empfindlichen Beschaffenheiten, als: Wärme, Licht, Süssigkeit, solche Begriffe nicht geben können. Wir geben also zu, daß die Geheimnisse einer Erklärung fähig sind; aber diese

diese Erklärung ist unvollkommen. Es ist genug, daß wir einen analogischen Begrif von einem Geheimnisse, als von der Dreyeinheit und der Menschwerdung haben, damit wir nicht ganz — leere Worte aussprechen, wenn wir sie annehmen. Es ist aber nicht nöthig, daß die Erklärung so weit gehe, als man wohl wünschen könnte, das heißt, so weit, — daß wir es begreifen und wissen, wie es damit zugehe. — —

Wir verstehen etwas durch die Vereinigung, wenn man von der Vereinigung eines Körpers mit einem andern, oder einer Substanz mit ihrem Accidenz, eines Subiekts mit seinem Adiunkt, eines Orts mit dem beweglichen Körper, der Würkung mit der Kraft – redet; wir verstehen auch etwas darunter, wenn wir von der Vereinigung der Seele mit dem Körper, die eine Person ausmachen, reden. Denn, wenn ich gleich nicht annehme, daß die Seele die Gesetze des Leibes, oder daß der Leib die Gesetze der Seele verändere, und wenn ich gleich zur Vermeidung dieser Unordnung die vorherbestimmte Harmonie eingeführt habe; so nehme ich doch eine wahre Vereinigung zwischen Seele und Leib an, die aus beyden eine Person macht. Diese Vereinigung schlägt in die Metaphysik ein. Die Vereinigung durch den Einfluß hin-

gegen

gegen würde zur Physik gehören. Wenn wir aber von der Vereinigung des Wortes Gottes mit der menschlichen Natur reden; so müssen wir uns mit einer analogischen Erkenntniß begnügen, dergleichen uns die Vereinigung der Seele mit dem Körper verschaffen kann, und wir müssen dabey stehen bleiben, daß wir sagen: Die Menschwerdung ist die genaueste Vereinigung, die zwischen dem Schöpfer und einem Geschöpfe statt finden kann, ohne daß wir nöthig haben, noch weiter zu gehen.

Eben diese Bewandniß hat es mit den übrigen Geheimnissen, in welchen bescheidene Gemüther immer eine Erklärung finden werden, die zwar zum Glauben, niemals aber zum Begreifen zureichend ist.

Die Antwort Pauli, o! welch eine Tiefe! ist sehr vernünftig.

Theodicee §. 134.

Wenn man mit Paulo ausruft: **O welch eine Tiefe des Reichthums beyde der Weisheit und Erkenntniß Gottes!** so entsagt man der Vernunft nicht. Man wendet vielmehr die Vernunftgründe an, die uns bekannt sind; denn sie lehren uns die Unermeßlichkeit Gottes, von der der Apostel redet. Wir gestehen aber dadurch unsere Unwissen=

wissenheit in den meisten Vorfällen. Indessen erkennen wir, ehe wir es sehen, daß Gott das Beste thue, das nach der unendlichen Weisheit, die seine Handlungen regiert, möglich ist. Wir haben zwar schon Beweise und Proben davon vor unsern Augen, wenn wir ein Ganzes, etwas für sich vollkommenes und von andern Werken Gottes gleichsam abgesondertes sehen. Ein solches, gleichsam von der Hand Gottes gebildetes Ganze, ist eine Pflanze, ein Thier, ein Mensch. Wir können die Schönheit und die Kunst seiner Struktur nicht genug bewundern. Wenn wir aber ein zerbrochenes Bein, ein Stück Fleisch von Thieren, ein Fäserchen von einer Pflanze sehen; so erblicken wir nichts als Unordnung darinn, wenn es nicht ein geschickter Anatom besiehet. Und selbst dieser würde nichts darinn wahrnehmen, wenn er nicht vorher ähnliche Stücke gesehen hätte, die noch mit ihrem Ganzen verbunden waren. Eben so ist es mit der Regierung Gottes. Was uns bis itzt von derselben bekannt ist, gleichet einem Stücke, das nicht groß genug ist, die Schönheit und die Ordnung des Ganzen daraus zu erkennen. Die Natur der Dinge bringt es also selbst mit sich, daß diese Ordnung der Stadt Gottes, die wir hier noch nicht sehen, ein Gegenstand unsres Glaubens, unsrer Hofnung, unsers Vertrauens auf Gott

 seyn

seyn müsse. Denken einige anders; so ist es desto schlimmer für sie. Sie sind die Misvergnügten in dem Staate des grössesten und besten von allen Monarchen, und sie thun unrecht, daß sie die Proben nicht nutzen, die er ihnen von seiner unendlichen Weisheit und Güte giebt, um sich ihnen nicht allein bewundernswürdig, sondern auch über alles liebenswürdig zu machen.

Wie man verfahren muß, wenn man die Fürsehung rechtfertigen will.

Theodicee. Abhandlung von der Uebereinstimmung.

§. 32.

Herr **Bayle** glaubte hauptsächlich, daß man die Zweifel der Vernunft gegen den Glauben nicht heben könnte, weil er zu fodern schien, Gott müsse so gerechtfertigt werden, wie man gemeiniglich die Sache eines vor Gericht verklagten Menschen schlichtet. Allein er hat nicht daran gedacht, daß man vor den Richterstühlen der Menschen, welche die Wahrheit nicht immer erforschen können, oft nach Anzeigen und Wahrscheinlichkeiten und besonders nach Muthmassungen oder Vorurtheilen entscheiden muß; hingegen ist gewiß, wie wir auch schon bemerkt haben, daß die Geheimnisse nicht wahrscheinlich sind. Herr **Bayle** will, zum Beyspiel, daß man

die

die Güte Gottes in Zulassung der Sünde nicht rechtfertigen könne, weil die Wahrscheinlichkeit wider einen Menschen wäre, der sich in einem dieser Zulassung ähnlichen Falle befände. Gott sahe vorher, daß die Eva von der Schlange würde betrogen werden, wenn er sie in solche Umstände setzte, worinn sie sich hernach befand; und doch setzte er sie in dieselben. Wenn ein Vater oder ein Vormund in Ansehung seines Kindes oder seines Pupillen, ein Freund in Ansehung einer jungen Person, die ihm zur Aufsicht übergeben worden, eben dieß thäte; so würde der Richter die Entschuldigung eines Advokaten nicht annehmen, der sagte, man habe das Böse nur zugelassen, ohne es zu thun oder zu wollen; er würde diese Zulassung selbst als ein Zeichen eines bösen Willens ansehen, und würde es als eine Unterlassungssünde betrachten, welche den davon überführten der Begehungssünde eines andern mitschuldig machte. Dieß ist nichts als eine sehr starke Präsumtion, die in menschlichen Dingen gewöhnlich die Stelle der Wahrheit vertritt, die aber durch eine genaue Untersuchung der Sache würde verdrängt werden, wenn wir in Ansehung Gottes eine solche anstellen könnten; denn bey den Rechtsgelehrten wird Präsumtion genennt, was vorläufig für wahr gehalten werden muß, wenn man das Gegentheil nicht bewei-

sen kann, und es sagt mehr als Vermuthung, wenn gleich das Diktionaire der französischen Akademie diesen Unterschied nicht gemacht hat. Denn man hat Ursach ohne allen Zweifel zu glauben, daß man durch diese Untersuchung, wenn man dazu kommen könnte, lernen würde, daß sehr gerechte und stärkere Gründe als die, welche diesen entgegen zu seyn scheinen, den höchst Weisen genöthigt haben, das Böse zuzulassen, und so gar etwas zu thun, das es befördert hat. Wir werden unten einige Beyspiele davon geben.

Es kann freylich ein Vater, ein Vormund, ein Freund in dem genannten Falle nicht leicht solche Gründe haben. Indessen ist die Sache nicht absolut unmöglich; und ein geschickter Romanenschreiber könnte vielleicht einen ausserordentlichen Fall finden, der selbst einen Menschen in den genannten Umständen rechtfertigen würde. In Ansehung Gottes aber hat man nicht nöthig sich besondre Gründe zu denken, oder für wahr zu halten, die ihn zur Zulassung des Bösen hätten bewegen können. Die allgemeinen Gründe sind hinlänglich. Man weiß, daß er die ganze Welt regiert, deren Theile alle verbunden sind, und man muß daraus schliessen, daß er unendlich viel Absichten hat, deren Resultat ihm die Verhinderung gewisser Uebel nicht als rathsam vorgestellt hat.

Man muß so gar sagen, daß nothwendig gewisse grosse oder vielmehr unüberwindliche Gründe da gewesen seyn müssen, welche die göttliche Weisheit zur Zulassung des Bösen, das uns so sehr in Verwunderung setzt, bewogen habe, weil diese Zulassung würklich geschehen ist; denn von Gott kann nichts kommen, das nicht seiner Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit vollkommen gemäß wäre. Wir können also aus der Erfahrung oder *a posteriori* schliessen, daß diese Zulassung unvermeidlich war, wenn es uns gleich nicht möglich ist, es *a priori* durch einzelne Gründe zu beweisen, die Gott dazu gehabt haben kann. Es ist auch nicht nöthig, daß wir es zeigen, um ihn zu rechtfertigen. Herr Bayle selbst erklärt sich darüber sehr schön *); die Sünde ist in die Welt eingeführt, Gott hat sie zulassen können, ohne seinen Vollkommenheiten Abbruch zu thun. *Ab actu ad potentiam valet consequentia.* Bey Gott ist diese Folgerung gut. Er hat es gemacht: er hat es also gut gemacht. Es ist also falsch, daß wir keinen Begrif von der Gerechtigkeit überhaupt haben, der mit der Gerechtigkeit Gottes übereinstimmen könnte; und es ist auch eben so unrichtig, daß die Gerech-

 tig-

*) *Reponse aux provinciales Tom. III, Chap. 165. pag. 1067.*

tigkeit Gottes andre Regeln habe, als die bekannte Gerechtigkeit der Menschen. Aber hier ist der genannte Fall ganz verschieden von denen, die unter Menschen gewöhnlich sind. Das allgemeine Recht ist für Gott und Menschen einerley; aber das *factum* ist in diesem Falle ganz verschieden.

Wir können so gar behaupten, oder vorgeben, wie ich schon bemerkt habe: daß es unter Menschen etwas dem Falle ähnliches gebe, der bey Gott statt hat. Ein Mensch könnte von seiner Tugend und Heiligkeit so grosse und starke Beweise geben, daß alle die scheinbarsten Beweise — die man gegen ihn geltend machen könnte, um ihm ein vermeintes Laster, z. B. Diebstahl, Meuchelmord, aufzubürden — verdienten, als Verläumdungen falscher Zeugen, oder als ein ausserordentliches Spiel des Zufalls verworfen zu werden, das zuweilen wider die Unschuldigsten Verdacht erregt; so daß in einem Falle wo jeder andre Gefahr laufen würde nach den Landesgesetzen verurtheilt oder auf die Folter gelegt zu werden, dieser Mensch einstimmig von seinen Richtern losgesprochen würde. Denn in diesem Falle, der in der That selten, aber nicht unmöglich ist, könnte man einigermassen (*sano sensu*) sagen: es gebe einen Streit zwischen der Vernunft und dem Glau-

ben,

ben, und die Regeln des Rechts seyn in Beziehung auf diese Person anders als in Ansehung der übrigen Menschen. Wenn man dieß aber recht erklärt; so zeigt es nur an, daß der Schein der Gründe, dem Glauben nur nachstehe, den man den Worten und der Frömmigkeit dieses grossen und heiligen Menschen schuldig ist, und daß er vor den übrigen Menschen Vorrechte habe, nicht als ob es eine andre Jurisprudenz für ihn gäbe, oder als ob man nicht verstünde, was in Absicht auf ihn Gerechtigkeit wäre, sondern weil die Regeln der allgemeinen Gerechtigkeit hier nicht die Anwendung finden, die sie an andern Orten erhalten, oder vielmehr, weil sie ihm vortheilhaft sind, anstatt, daß sie ihm das Verbrechen zur Last legen sollten, da man bey ihm so fürtrefliche Eigenschaften antrift, daß man vermöge einer guten Logik der Wahrscheinlichkeit seinen Worten mehr Glauben beymessen muß, als den Worten vieler andrer.

Da es hier erlaubt ist, mögliche Erdichtungen zu machen: könnte man sich nicht auch einbilden, daß dieser unvergleichliche Mensch ein Alchymist, oder der Besitzer des **wahren Steins der Weisen wäre, der allein alle Könige** der Erde reich machen kann, und daß er alle Tage einen erstaunenden Aufwand mache, um eine Menge Arme zu ernähren

und sie aus ihrem Elende heraus zu reissen. Wenn es nun, ich weiß nicht, wie viel Zeugen oder wie vielen Anschein gäbe, die zu beweisen versuchten, dieser grosse Wohlthäter des menschlichen Geschlechts habe einen Diebstahl begangen, würde nicht die ganze Welt über die Beschuldigung spotten, so scheinbar sie auch seyn könnte? Nun ist Gott aber über die Güte und Macht dieses Menschen unendlich erhaben, und folglich giebt es auch keine Beweisgründe, so vielen Schein sie auch hätten, die mit dem Glauben, das heißt, mit der Zuversicht oder dem Vertrauen auf Gott bestehen könnten, mit dem wir sagen können und müssen: Gott habe alles aufs Beste gemacht. Die Zweifel sind also nicht unauflößlich. Sie enthalten nichts als Vorurtheile und Wahrscheinlichkeiten, die aber durch ungleich stärkere Gründe verdrängt werden.

Das Böse ist eine Veranlassung zum Guten; und das Gute hat in der Welt das Uebergewicht.

Theodicee. §. 8.

Die höchste Weisheit, mit einer eben so unendlichen Güte verbunden, hat das Beste wählen müssen. So wie ein geringeres Uebel gewissermassen ein Gut ist; so ist ein geringeres Gut gewissermassen ein Uebel, wenn es

einem

einem grössern Gute im Wege steht. Man hätte an den Handlungen Gottes etwas zu tadeln, wenn man ein Mittel wüßte, sie besser zu machen. —

Wenn ein Gegner auf diesen Beweiß nicht antworten kann; so wird er vielleicht auf die Folge durch einen entgegen gesetzten Beweiß antworten und sagen: die Welt hätte ohne Sünden und ohne Leiden seyn können. Aber ich läugne, daß sie dann die **beste** gewesen wäre. Denn man muß wissen, daß in ieder möglichen Welt alles zusammen hängt. Das Weltgebäude, wie es auch immer beschaffen seyn mag, ist ganz aneinander hangend, wie der Ocean. Die geringste Bewegung dehnet darinn ihre Würkung bis zu ieder Entfernung aus; wenn diese Würkung gleich nach Verhältniß der Entfernung immer weniger merklich wird. Auf die Art hat Gott alles ein für allemal vorher eingerichtet. Er hat das Gebet, die guten und bösen Handlungen, und alles übrige vorhergesehen, und iedes Ding hat **idealisch** vor seiner Existenz etwas zu dem Entschluß beygetragen, der wegen der Existenz aller Dinge ist gefaßt worden. So kann nichts in der Welt so wenig als in einer Zahl ohne Nachtheil ihrer Essenz, oder, wenn man will, ohne Nachtheil ihrer numerischen Individualität verändert werden. Wenn daher das geringste Uebel,

 das

das in der Welt geschieht, fehlte; so würde sie nicht mehr diese Welt seyn, die, alles zusammen genommen, alles überdacht, von dem Schöpfer, der sie wählte, als die beste ist erfunden worden.

Man kann sich zwar mögliche Welten ohne Sünde und ohne Unglück in Gedanken vorstellen, und man könnte daraus Romane von **Utopien** von den **Severamben** machen: aber eben diese Welten würden übrigens der unsrigen am Guten weit nachstehen. Ich kann ihnen dieß nicht zergliedern: denn wie bin ich im Stande das Unendliche zu begreifen; wie kann ich es ihnen vorstellen und es unter einander vergleichen! Man muß es aber mit mir *ab effectu* schliessen, weil Gott diese Welt, so wie sie ist, gewählt hat. Wir wissen überdem, daß ein Uebel oft etwas Gutes hervorbringt, das ohne dieß Böse nicht geschehen seyn würde. Oft haben auch so gar zwey Uebel ein grosses Gut veranlasset.

Et si fata volunt bina venena iuvant.

So wie zuweilen zwey flüssige Materien einen trocknen Körper hervorbringen, als der Weingeist und Uringeist, die **Helmont** vermischte, oder zwey kalte und finstre Körper ein grosses Feuer verursachen, z. B. ein *liquor acidus* und aromatisch Oehl, die **Hofmann**

zusam=

zusammen goß. Ein General macht oft einen glücklichen Fehler, dadurch eine grosse Schlacht gewonnen wird. Und singt man nicht in der katholischen Kirche in der Osternacht?

O certe necessarium Adae peccatum,
Quod Christi morte deletum est!
O felix culpa, quae talem ac tantum
Meruit habere redemtorem!

Die berühmten Prälaten der französischen Kirche, die an den Pabst Innocentius XII. gegen des Kardinals Sfondrat Buch: von der Prädestination geschrieben haben, und die des heil. Augustins Grundsätze annehmen, haben Sachen vorgebracht, die sehr geschickt sind, diesen grossen Punkt aufzuklären. Der Kardinal scheint den Zustand der ohne Taufe verstorbenen Kinder dem Himmelreiche selbst vorzuziehen, weil die Sünde das grösseste Uebel ist, sie aber unschuldig ohne alle würkliche Sünde gestorben sind. Die Herren Prälaten haben sehr wohl angemerkt, daß diese Meynung ungegründet ist. „Der Apostel, sagen „sie *), hat Recht, wenn er tadelt, daß man „Böses thun will, damit Gutes daraus „komme, Man kann aber nicht misbilligen, „daß Gott nach seiner alles übertreffenden „Macht

*) Röm. Kapit. 3, 8.

„Macht aus der Zulassung der Sünde grös-
„seres und mehr Gutes ziehe, als das ist,
„was vor der Sünde geschehen. Wir finden
„aber nicht etwa Vergnügen an der Sünde.
„Das sey ferne! sondern wir glauben eben
„diesem Apostel, der sagt *): Daß da, wo
„die Sünde mächtig geworden ist, die Gnade
„noch viel mächtiger geworden ist. Und wir
„erinnern uns, daß wir durch die Sünde Je-
„sum Christum selbst bekommen haben.„
Man siehet also, daß die Meynung dieser
Prälaten dahin gehet, daß ein Zusammenhang
von Dingen, wo die Sünde mit eingewebt ist,
besser hat seyn können und würklich gewesen
ist, als ein andrer ohne Sünde.

Man hat zu allen Zeiten Vergleichungen von den sinnlichen Vergnügungen hergenommen, die mit dem vermischt sind, was sich dem Schmerz nähert, um zu zeigen, daß es in den Vergnügungen des Verstandes etwas ähnliches gebe. Etwas saures, scharfes oder bittres gefällt oft mehr als Zucker. Der Schatten erhebt die Farben und selbst eine gut angebrachte Dissonnanz giebt der Harmonie Anmuth. Wir lassen uns gern durch Seiltänzer in Schrecken setzen, wenn sie sich stellen, als ob sie sogleich herunter fallen würden und wünschen fast, daß uns die Trauerspiele Thrä-

nen

*) Röm. 5, 20.

nen ablocken. Schätzt man die Gesundheit wohl genug und dankt man Gott genug dafür, wenn man niemals krank gewesen ist? und muß nicht sehr oft ein kleines Uebel, das Gute empfindbarer, das heißt, grösser machen?

Man wird aber sagen: das Böse ist in Vergleichung mit dem Guten groß und vielfältig. Man irret sich aber. Dieß ist bloß der Mangel der Aufmerksamkeit, der das Gute an uns verringert. Diese Aufmerksamkeit muß uns daher erst durch eine gewisse Vermischung des Bösen gegeben werden. Wären wir gewöhnlich krank und selten bey vollkommner Gesundheit; so würden wir dieß grosse Gut in einem hohen Grade, und unser Uebel weniger empfinden. Ist es aber nicht viel besser, daß die Gesundheit gewöhnlich und die Krankheit selten ist? Lasset uns also durch unsre Reflexion ersetzen, was unsern Sinnen fehlt, damit wir uns die Wohlthat der Gesundheit fühlbarer machen. Fehlte uns die Kenntniß eines zukünftigen Lebens; so glaube ich, würden sich wenige finden, die bey dem Artikel vom Tode nicht zufrieden wären, wenn sie ihr Leben von neuem anfangen sollten mit der Bedingung, daß sie eben so viel Gutes und Böses wieder erführen, besonders wenn es nicht auf eben die Art seyn sollte. Man würde mit der Veränderung zu-

frie-

frieden seyn, ohne einen bessern Zustand als den vorhergehenden zu verlangen.

Betrachtet man auch die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers; so bewundert man mit Grund die Weisheit und Güte des Urhebers der Natur, der ihn so dauerhaft und seinen Zustand so erträglich gemacht hat. Ich habe daher oft gesagt, daß ich mich nicht wundre, wenn die Menschen zuweilen krank sind; daß ich mich aber wundre, daß sie es so wenig und nicht immer sind. Eben dieses muß uns auch das göttliche Meisterstück des Mechanismus der Thiere noch schätzbarer machen, die ihr Urheber zu so schwachen und der Zerstörung so unterworfenen Maschinen gemacht hat, und die dennoch im Stande sind, sich zu erhalten. Denn die Natur heilet uns mehr als die Arzeney. Diese Gebrechlichkeit selbst kommt von der Natur der Dinge her; sonst müßte die Art von Geschöpfen, die vernünftig denkt, und die mit Fleisch und Bein überkleidet ist, nicht in der Welt seyn. Dieß wäre aber augenscheinlich ein Fehler, den ehedem einige Philosophen würden *vacuum formarum*, eine Lücke in der Ordnung der Arten genennt haben.

Diejenigen, die mit der Natur und mit dem Glücke zufrieden sind, und sich nicht darüber beklagen, wenn sie gleich nicht am besten

bedacht

bedacht seyn sollten, scheinen mir vor den Uebrigen den Vorzug zu haben. Denn, ausserdem daß diese Klagen übel gegründet sind, heißt dieß würklich wider die Einrichtung der Vorsicht murren. Man muß sich nicht leicht zu der Parthey der Misvergnügten in der Republik, darinn man ist, schlagen, und in der Stadt Gottes muß man gar nicht mißvergnügt seyn. Denn darinn kann man es nicht anders als mit vieler Ungerechtigkeit seyn. Die Bücher des menschlichen Elendes, als z. B. das des Pabstes Innocentius III. scheinen mir nicht die nützlichsten zu seyn. Man verdoppelt die Uebel, wenn man eine Aufmerksamkeit darauf richtet, die man von ihnen abziehen, und auf das Gute heften sollte, das doch immer ein starkes Uebergewicht hat. Noch weniger billige ich solche Bücher, als des Abts Esprit seines, **von der Falschheit der menschlichen Tugenden**, daraus man uns neulich einen kurzen Auszug geliefert. Ein solches Buch dienet dazu, daß man alles von einer schlimmen Seite ansiehet und die Menschen so macht, als es sie vorstellt.

Doch muß man gestehen, daß es in diesem Leben Unordnungen giebt, die sich besonders in dem Glücke vieler Gottlosen, und in dem Unglücke vieler Frommen zeigen. — — Doch geschiehet es auch oft, wenn gleich nicht am öftersten:

Daß

Daß sich der Himmel in den Augen der Welt rechtfertigt, und daß man mit dem **Claudian** sagen kann:

Abstulit hunc tandem Rufini poena tumultum
Absolvitque Deos.

Wann dieß aber hier nicht geschiehet; so geschiehet es gewiß in ienem Leben. Die Religion und selbst die Vernunft lehren es uns. Wir müssen nicht über einen kleinen Aufschub murren, den die höchste Weisheit den Menschen zu ihrer Beßrung zu geben für gut befunden hat, und doch verdoppeln sich hier die Einwürfe von einer andern Seite, wenn man die Seligkeit und die Verdammniß betrachtet. Denn es kommt uns befremdend vor, daß selbst in der grossen Zukunft der Ewigkeit unter der höchsten Gewalt dessen, der das höchste Gut ist, das Böse das Uebergewicht über das Gute haben sollte, weil viele berufen aber wenig auserwählt oder selig seyn werden. Man siehet zwar aus einigen Versen des **Prudentius** (*Hymn. ante somnum.*)

Idem tamen benignus
Vltor retundit iram
Paucosque non piorum
Patitur perire in aevum.

Daß viele zu seiner Zeit geglaubt haben: es gebe nur eine sehr geringe Anzahl solcher, die gottlos genug wären, verdammt zu werden — —

Wenn wir bey der eingeführten gewöhnlichen Lehre bleiben, daß die Anzahl der verdammten Menschen in der Ewigkeit ungleich grösser

grösser seyn wird als die der Seeligen; so muß man doch sagen, daß das Böse in Vergleichung mit dem Guten fast für nichts zu rechnen seyn werde, wenn man die wahre Grösse der Stadt Gottes betrachtet. *Coelius Secundus Curio* hat ein kleines Buch *de amplitudine regni coelestis* geschrieben, das vor kurzen wieder ist aufgelegt worden. Aber er hat den Umfang des himmlischen Reichs lange noch nicht umfaßt. Die Alten hatten sehr geringe Vorstellungen von den Werken Gottes, und der heil. Augustin war, weil er die neuern Entdeckungen nicht wußte, in grosser Verlegenheit, wie er das Uebergewicht des Bösen entschuldigen sollte. Die Alten bildeten sich ein, unsere Erde wäre allein bewohnt, wobey sie sich so gar vor den Antipoden fürchteten. Der übrige Theil der Welt bestand ihrer Meynung nach aus einigen leuchtenden Kugeln und krystallenen Sphären. Heut zu Tage muß man — man begränze das Weltgebäude wie man will — erkennen, daß es eine unzälbare Menge Weltkugeln gebe, die so groß und noch grösser, als die unsrige, sind, die eben so viel Recht auf vernünftige Bewohner haben; wenn daraus gleich nicht folgt, daß sie Menschen seyn müssen. Sie ist nur ein Planet, das heißt eine von den sechs vornehmsten Trabanten unsrer Sonne. Und da alle Fixsterne auch Sonnen sind; so siehet man, wie nichtsbedeutend unsre Erde gegen die sichtbaren Dinge

ist, weil sie nur ein Anhang einer solchen Sonne ist. Vielleicht sind alle Sonnen nur von glücklichen Geschöpfen bewohnt, und nichts nöthigt uns zu glauben, daß viele von ihnen verdammt sind. Denn nur einige Beyspiele zeigen uns den Nutzen hinreichend, den das Gute aus dem Bösen ziehet. Da uns überdem kein Grund glaublich macht, daß überall Sterne sind: warum sollte nicht ein grosser Raum in dem Reiche der Sterne seyn? Dieß sey nun der empiräische Himmel oder nicht; so kann doch immer dieser unermeßliche Raum, der dieß ganze Reich umgiebt, mit Glück und Herrlichkeit erfüllet seyn. Man kann sich ihn als den Ocean vorstellen, in den sich die Flüsse aller glückseligen Kreaturen ergiessen, wenn sie in der Sternenwelt zu ihrer Vollkommenheit gelangt seyn werden. Was wird aus der Betrachtung unsrer Erdkugel und ihrer Bewohner werden? Wird sie nicht ungleich kleiner werden als ein physikalischer Punkt, weil sie in Vergleichung mit der Entfernung einiger Fixsterne gleichsam nur ein Punkt ist? So verliehrt sich das Verhältniß des Theils der Welt, den wir kennen, fast in ein Nichts, wenn man ihn mit dem Theil vergleicht, der uns unbekannt ist, und den wir doch für würklich anzunehmen Grund haben: und da alles Böse, das man uns vorwerfen kann, fast blos in diesem Nichts würklich ist; so ist vielleicht auch alles Böse in Vergleichung mit dem Guten, das in der Welt ist, nur ein Nichts.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leibniz, Gottfried Wilhelm,

Geist des Herrn von Leibnitz oder auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte aus allen seinen Werken zusammengetragen
Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Erster Theil

Wittenberg und Zerbst 1775

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.707#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760936-8
VD18 90625226